Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

III. Bändchen.

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Drittes Bändchen.

Wien, 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein31eber

RBR
Jontz
1035
Bdchn
3

Habgier betriegt sich selber nur.

Es gibt eine Art Menschen, die sich nie mit ihren eigenen, und stets mit den Angelegenheiten Anderer beschäftigen. Ereignet sich in irgend einer ehrlichen Familie ein Unglück, das sie geheim halten möchte; geräth ein Kaufmann durch fehlgeschlagene Wagnisse in Verlegenheit, — so krächzen jene Raben das Geheimniß in der Gegend herum, und zerstören dadurch manches häusliche Glück. So wurden vor einiger Zeit über angesehene Handelshäuser nachtheilige Gerüchte von Dümmlingen oder boshaften Neidern herumgetragen, die, wenn sie sich späterhin gleich grundlos erwiesen, doch verschiedene rechtliche Männer hart kränken mußten. Unter diesen traf auch den Banquier Lysander die Sage, daß sein Haus, durch mehre Verluste vom Auslande her, dem Falle ganz nahe sei. Indessen waren diese Ausstreuungen ungegründet, ob sie gleich so viel Wahrscheinliches im ersten Augenblick boten, daß die gewandtesten Geschäftsmänner irre wurden. Dieß war nun der Zeitpunct, in welchem Mancher zwar Bitteres und Demüthigendes erfahren, aber auch den schätzbaren Vortheil gewinnen konnte, daß sich Viele seiner guten Freunde als Heuchler entlarvten; denn nie hat

man mehr gute Freunde, als im Ueberflusse, — ihrer nie weniger, als in Gefahr und Bedrängniß.

Diese Wahrheit sollte nun Lysander fühlen lernen! Er hatte keinen nähern Verwandten, als einen Neffen, der mit seinem Vermögen heimlichen Wucher trieb. Nirgends konnte man die Bemerkung so auffallend gegründet finden, daß Habsucht, wenn sie sich einmal eines Menschen bemächtigt, alle edleren Gefühle und Tugenden für immer aus seinem Herzen verdrängt, wie an Alsidor, diesem Neffen Lysanders. Unempfindlich, roh, schmutzig, zu jedem Betrug und zu jedem Vergehen, wenn es ohne Gefahr der Entdeckung verübt werden konnte, bereit, war er der Gegenstand allgemeiner Verachtung geworden. Nebstbei war er kriechend, höflich, geschmeidig, zumal wenn es auf seinen Vortheil ankam, und seinem Oheim, dessen einziger Erbe er zu werden hoffte, mit studirter Heuchelei in Allem zu Dienste beflissen. Zu dieser schlechten und häßlichen Seele paßte denn auch sein Aeußeres. Das schielende Auge, die aufgeworfene, mopsartige Nase, sein schiefer, stets nach einer zuckersüßen Miene haschender Mund, das feuerrothe Haar eines länglich geformten Kopfes, die hervorragenden Schultern, der leise schleichende Gang, die bald rauhe und derbe, dann wieder flisternde und heisere Stimme, waren völlig geeignet, kein sonderlich gutes Vorurtheil für diesen entarteten Wicht zu erregen.

Alsidor verstand es indessen, seinen alten Oheim ziemlich zu täuschen. Um ihn desto fester an sich zu

ketten, hatte er ein Capital in seine Bank angelegt. Als sich nun jenes nachtheilige Gerücht über das Haus Lysander's verbreitete, so säumten Viele, welche mit ihm in Verbindung standen, nicht, ihre Forderungen rasch einzuziehen. Lysander kannte den Stand seines Vermögens zu gut, um diese Gelegenheit nicht mit heimlichem Vergnügen zu benützen, seine echten und falschen Freunde auf die Probe zu stellen. Es that ihm weh, unter so Vielen keinen einzigen wahren zu finden. Geld war Allen lieber, als das Versprechen der Dankbarkeit; Metall lieber, als Bitten und Zusicherungen des Greises. In einer Stunde hatte er in zwanzig seiner Scheinfreunde eigennützige und selbstsüchtige Heuchler erkannt. Doch sollte ihm bald die bitterste Erfahrung zu Theil werden!

Zitternd und blaß stürzte ein junger Mensch zur Thür herein, welcher sein Leben durch Privatunterricht fristete, und die Summe achtjährig mühsamer Ersparung, sieben hundert Gulden im Betrage, mit Zuversicht und Vertrauen bei Lysander angelegt hatte. Man sah es seinen Bewegungen an, welche Mühe ihm dieser Schritt kostete, Angstschweiß stand auf seiner Stirne, Zartsinn und Liebe zum Eigenthum kämpften erschütternd in seinem Innern. Er haschte nach Worten, stammelte Entschuldigung; rief endlich, übermannt von verzeihlicher Angst mit mühsam unterdrückten Thränen: „Ach, Herr Lysander! — Alles, was ich besitze — meine Zuflucht für Krankheit und Noth — und meine arme blinde Mutter! — nein! Sie

können mich eines so hart erworbenen Geldes nimmer berauben!»

Eine gemischte Empfindung von Scham, Furcht und Reue drückte sich in Reinhold's edlem Antlitze aus. Er zitterte Lysander's Antwort entgegen; eben will dieser ihn beruhigen, als Alfidor keichend zur Thür hereinstürzt, den jungen Mann von dem Geländer, welches den Geschäftstisch seines Oheims umgibt, wegstoßt und an seine Stelle sich hinpflanzt. «Onkel!» ruft er, «ich muß mein Geld haben. Sie werden es mir nicht verweigern; dringend bedarf ich desselben.»

»»Lieber Neffe,«« versetzt Lysander ergriffen, ««ich will vor diesem Manne dort kein Geheimniß haben, — wisse es denn, ich bin dem Falle sehr nahe — du sollst mich retten! Statt deinen Antheil herauszuzahlen, muß ich dich noch um einige Tausend Gulden ersuchen. So hoffe ich meinen Namen vor Schande zu wahren.

Wer malt Alfidor's Miene. Er bittet anfänglich, schmeichelt noch, beharrt dann auf seiner Forderung, geräth endlich, bei der standhaften Erklärung des Greises, daß er ihn nicht befriedigen könne, in Wuth, droht mit Gericht und Pfändung, die er zur Sicherung seines Guthabens sogleich in Anspruch nehmen wolle. Lysander stellt sich vor Kummer und Furcht ganz vernichtet. Ein so hoher Grad des Undankes mußte das edelste Herz mit bitterem Schmerz erdrücken. Sein graues Haar zittert, aus seinen Augen

fallen große Thränen, er bringt endlich, unter den Verwünschungen des rohen Neffen, nur mehr die Worte hervor: „du kannst mich also verderben?“

Da vermag sich Reinhold, welcher ein stummer Zuschauer dieser schändlichen Scene gewesen, nicht länger zu halten; er vergißt seine blinde Mutter, seine Armuth, den gesammelten Pfennig für die leidende Noth und Krankheit. „Was ich besitze, Lysander, sei das Ihre,“ ruft er mit Wehmuth; „Sie sind ein rechtschaffener Mann! Ohne Schuld hat Sie Unheil getroffen, ohne Vorwurf will ich es mit Ihnen ertragen!“

Reinhold hatte in der Aufwallung die Geringfügigkeit seiner Forderung vergessen, er hatte sie nach den Sorgen und Mühen geschätzt, mit denen er sie erworben, seine Gabe däuchte ihm groß genug, um den Alten zu retten; auch kam sie in diesem Augenblick der Summe von Hunderttausenden gleich.

Lysander aber ward durch die Herzensgüte des jungen Mannes wundersam bewegt. Er umarmt ihn, er verkündet mit inniger Freude den Ungrund jenes Gerüchtes; er wirft dem erschrockenen Neffen die angesprochene Summe mit Verachtung vor die Füße, und drückt seinen edlen Gläubiger mit den Worten an die Brust: „Was ist Verwandtschaft des Blutes gegen die des Gemüthes; — Du,

edler Reinhold! du bist seit heute mein Neffe, mein Sohn!»

*

Was Lysander in der Aufwallung seiner Empfindungen versprochen hatte, hielt er auch nach ruhiger Ueberlegung. Reinhold, in dem er seinen einzigen Freund erkannte, ward ihm von Tag zu Tag theuerer. Er übergab ihm seine Bücher und Casse, hatte auch nie Ursache, sein unbegränztes Vertrauen zu bereuen.

Lysander stand mit der ostindischen Compagnie in Verbindungen. Einige bedeutende Vorfälle machten eine Reise nach London, vielleicht gar nach Ostindien nöthig. Da ihn sein herangerücktes Alter diese Unternehmung nicht erlaubte, so mußte er sich entschließen, seinen Liebling von sich zu lassen und ihm jenes Geschäft zu übergeben. „Diese Reise kann lange währen, mein Freund," sprach er; „du wirst mit vielen Unannehmlichkeiten und Hindernissen zu kämpfen haben, doch gehe muthig daran, denn du besiegst sie für dich. Ich bin schwach und alt; meine Lebensuhr kann mit jeder Stunde abgelaufen sein — sorge deßhalb um nichts! ich habe dich nicht aus deiner Laufbahn herausgerissen, um dich einst darben zu lassen. Nimm hier meinen letzten Willen mit dir und bewahre ihn wohl. Wo du auch die Kunde von meinem Tode erfährst, dort lass' ihn eröffnen. Mein Freund, mein Sohn, wird seine Rechte darin unverletzt finden."

Lysander sprach dieß so bewegt, und Reinhold

war durch die Wendung des Gespräches von Dankbarkeit und Rührung so übermannt, daß er das Unterpfand der Liebe seines Gönners starr in den Händen hielt und noch nach Worten suchte, diese Güte von sich abzulehnen, als der Greis sich schon entfernt hatte.

Am andern Morgen reisete er von den Segnungen des alten Mannes, in dem er seinen Vater verehrte, begleitet, ab. — Nun da der habsüchtige Alsidor den Oheim von dem Lieblinge seines Herzens getrennt wußte, erkannte er den günstigen Zeitpunct, in welchem er eine Aussöhnung mit ihm zu Stande bringen könnte. Die unwürdigsten Mittel wurden im Anfange angewandt, um Lysander's hohe Meinung von dem reinen Werthe Reinhold's durch Einflüsterungen zu erschüttern. Als dieses nach vielen listigen Versuchen und mit teuflischer Bosheit geschürzten Schlingen zum Theile gelang, ließ Alsidor einige seiner Verwandten, denen die Vermehrung seines Vermögens nicht gleichgültig sein konnte, auf den schwachen Greis losstürmen, welcher sich seit mehren Tagen an Körper- wie an Geisteskräften gelähmt und krank im Bette befand. Es gelang ihnen wirklich den Alten dahin zu bringen, daß er sich mit Alsidor gänzlich versöhnte. Er entschloß sich sogar, ob er gleich aus Scham gegen Niemand des früheren, an Reinhold übergebenen Testamentes erwähnte, ein neues zu machen, worin er seinen Neffen Alsidor mit der Verpflichtung, dem biedern Reinhold ein Legat von zehn tausend Gulden hinauszubezahlen, zum Uni-

verfalerben einsetzte. — Und nach wenigen Tagen verschied er in einem leichten Todeskampfe.

Alsidor hatte ihn die letzten Stunden seines Lebens keinen Augenblick verlassen. Des Verschiedenen Leiche war noch nicht ganz kalt, als er schon alle Kästen und Laden öffnete, um sich von der Größe seiner glücklichen Erbschaft zu überzeugen. Er fand bald, daß Lysander's Vermögen auf Grundbesitzungen angelegt sei, folglich nicht verheimlicht werden könne, — aber doch mehr als den Werth von Vierhunderttausend Gulden betrug.

Das erste der Papiere, die ihm unterkamen, war das unversiegelte, erst kurz vorher geschriebene Testament Lysander's, welches als das letzte, allein gültig war. Mit ungemeinem Verdrusse sieht er darin Reinhold's Legat von zehn tausend Gulden. Glühender Neid brennt in seiner Seele; er flucht dem Andenken des Geschiedener, er wirft die Urkunde auf den Boden, tritt mit den Füßen darauf und tobt wie ein Wahnsinniger. Doch plötzlich lacht er laut auf, schlägt sich selbstzufrieden auf die Stirn, macht ein pfiffiges Gesicht, und — übergibt, ohne Zeugen, wie er war, die Urkunde den Flammen des nächsten Kamins. Er lacht noch einmal, wie sie in helles Feuer auffschlägt, und spricht boshaft und hämisch: „Jetzt verbrennt das Legat des Buben! Bin ich nicht ein Thor gewesen? Ich, als der nächste Verwandte des Verstorbenen, bin ja ohne letzten Willen sein unbestreitbarer und einziger Erbe. Die

Urkunde und mit ihr das Legat ist dahin; Glück auf zur fröhlichen Erbschaft!"

Kaum hatte er diese Worte mit lautem boshaften Gelächter gesprochen, als die Thür aufflog und Reinhold vom Schmerz zerrissen, noch in Reisekleidern, zu der Leiche des Verblichenen hinstürzt. Er gewahrt, erdrückt von seinen Gefühlen, den unwürdigen Zeugen nicht. Er küßt unter tausend Thränen die kalte Hand seines Wohlthäters; er nennt sich unglücklich, daß er den letzten Segen des väterlichen Freundes nicht mehr erhalten!

Endlich reißt ihn Alsidor aus so düsteren Betrachtungen. „Sind Sie zurück aus London? Haben Sie meine Geschäfte glücklich beendet, junger Mensch?" fragt er den Trostlosen mit übermüthigem Wesen, stolz und grob, auf das Uebergewicht pochend, das ihm der gewonnene Reichthum verliehen.

„„Ihre Geschäfte?"" ruft Reinhold, etwas erstaunt. „„Hat der würdige Greis über seine Angelegenheiten noch kurz vor seinem Tode verfügt?"" — „Eben weil der Thor dieses nicht gethan, kluger Herr Reinhold," spricht Alsidor spottend, „ist sein ganzes Vermögen, worüber Sie sogleich Rechnung legen werden, in seines nächsten Verwandten, das ist, in meine Gewalt übergegangen. — Ich lasse es Ihnen anheimgestellt, ob Sie wieder ihre unterbrochenen Privatlehrstunden beginnen wollen — denn in meinem Hause, bester Herr Reinhold" — — „„Hierüber bedarf es noch einiger

Erläuterungen, Herr Alfidor, die ich jetzt vor den Resten des edelsten Menschen nicht an ihrem Orte finde,"" versetzt gemäßigt und bescheiden der junge Mann; ""genug, daß ein Testament des Verstorbenen, das ich vor Gericht eröffnen lassen werde, in meinen Händen ist.""

Man stelle sich den Schrecken des betrogenen Betriegers vor! Er ist außer sich, er tobt, er heult, er geberdet sich wahnsinnig. Aber das Testament, welches in Reinhold's Händen lag, wird endlich eröffnet. Es erklärt Reinhold zum Universalerben; Alfidor hat darin nichts, als fünf hundert Gulden, zur Bestreitung der Trauerkleider, ausgesetzt. Dieser jedoch ist niedrig genug, seinen Betrug zu gestehen; er fängt einen Prozeß an, verliert ihn aber bei allen Instanzen.

Reinhold hingegen, in eine äußerst günstige Lage versetzt, vergißt darüber sein früheres Geschick, wie seinen ehemaligen Beruf, nicht ganz. Er thut Viel für Arme und Nothleidende; besonders unterstützt er mit väterlichem Wohlwollen arme Studirende, fördert und gründet überall Gutes und Schönes! „Wirklich hätte Lysander's Habe in keine bessern Hände gerathen können!" urtheilten Alle, welchen Achtung für Verdienste und Tugend eigen. „Man sieht in diesem Vorfalle die waltende Hand der Vorsehung, welche, der Meinung und den Ab-

sichten der Sterblichen entgegen, Edelsinn und reine Liebe immer belohnt, niedrige und entartete Menschen jedoch, so listig sie's auch oft angefangen zu haben wähnen, in ihren eigenen Schlingen fängt und schon auf der Erde strenge bestraft.

Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht.

Ein junger Edelmann — v. Adelstein wollen wir ihn nennen — war dem Spiele auf eine furchtbare Weise ergeben. Sein Vater, der sich um den Staat Verdienste erworben hatte, hinterließ ihm nebst einem ruhmvollen Namen ein großes Vermögen, das aber bei dem wüsten Wandel des Erben leider bald zur Neige ging. Von dem Dämon seiner Leidenschaft beherrscht, stürzte Adelstein blind dem Verderben entgegen. Schon hatte er sich mit ansehnlichen Schulden belastet, schon hatte er sein Gut, sogar den kostbaren Schmuck seiner Frau auf eine unverzeihliche Weise verschleudert, als ihn eine bedeutende Spielschuld, die seiner Ansicht nach, dringender, wie alle übrigen, schien, in Verzweiflung versetzte. Er sann auf Mittel, den ungestümen Gläubiger zu befriedigen und seinen Credit zu erhalten; aber er fand leider keines als schändlichen Betrug.

Nur kurze Zeit bestand die Erinnerung an den Ruhm des Vaters und die Ehre seines Namens mit der innern Verdorbenheit des Edelmannes einen ungleichen Kampf; denn wer sich einmal einer Leidenschaft hingegeben, ist ihre Beute auf ewig. Adelstein kannte einen alten Juwelenhändler, dessen gesch-

teter Kunde sein Vater gewesen. Dieser Juwelier, der mehr in der alten als neuern Zeit lebte, mochte noch unbedingten Credit für sein Haus und seinen Namen haben. Er wurde daher zum Gegenstand des niedrigsten Betruges ersehen.

Gegen Abend fuhr Adelstein bei ihm vor und nahte sich ihm mit höflichem Stolze. „Ich wünsche für meine Gemahlin Geschmeide zu kaufen," sprach er zum alten Manne, „lassen Sie daher sehen, lieber Freund, der Sie meinen Vater immer redlich bedient haben, was Sie zu diesem Zwecke im Vorrath besitzen." Der Juwelier öffnet alle seine Schränke und weis't Diamanten von sehr hohem Werthe. — Adelstein legt die kostbarsten Gegenstände auf die Seite und spricht: „Es ist schwer, in Geschmacks-Sachen für eine Frau zu entscheiden. Mich würde es schmerzen, nicht ganz nach Ihrem Wunsche zu handeln. Ich denke, daß Sie keinen Anstand finden dürften, mir diese Waaren bis morgen Früh zu vertrauen, auf daß ich meine Frau selbst darüber zu Rathe ziehen könne."

Die Verlegenheit des Juweliers war nicht gering. Steine von so hohem Werthe aus den Händen zu geben — oder einen Mann, dessen Vater Millionen hinterließ, durch Mißtrauen zu beleidigen — Beides eine schwierige Sache! Endlich überläßt der alte ehrliche Mann dem vornehmen Kunden den Schmuck.

Kein Dritter war in dem Gemache zugegen gewesen. Adelstein steigt ruhig in den Wagen, fährt nach Hause, legt die Diamanten in einen Schrank

und denkt über die Wege nach, wie er sie im Ausland ohne Aufsehen zu Geld machen könne. Er war an diesem Abend seit langer Zeit zum ersten Male zu Hause geblieben. Seine Gemahlin, die ihn liebte, und mit herzzerreißendem Schmerze den Abgrund sah, dem er zulief, benützte diese Stunden, ihm seinen Wandel zu Gemüthe zu führen. Gereizt durch die schlechte Handlung, welche er zum Theil verübt hatte und eben zu vollenden sann, fertigte er sie unsanft ab. So kam es zu gegenseitigen Vorwürfen. Mit vielen Thränen stellte ihm seine Gemahlin das Elend vor, in welches sie gerathen müßten und dem sie gewissermaßen bereits erlägen. „„Hast du nicht meinen kostbaren Schmuck, den man auf zweihundert Tausend Gulden geschätzt, bereits verspielt?““ rief sie schluchzend, „„doch will ich es vergessen, folge nur jetzt den Regungen deines Herzens und stürze Dich und mich nicht noch weiter ins Verderben!““

Die bittere Erinnerung an das Geschmeide gab dem jungen Adelstein Gelegenheit, seine junge Frau zu beschämen und zu trösten. Ohne weiter zu überlegen, nimmt er aus dem Schranke das eben Gebrachte und spricht: „Haben diese Steine zum Mindesten nicht den doppelten Werth, welchen dein Schmuck besaß? Sie mögen dir Ersatz gewähren. Beim Anblick der Diamanten verstummt seine Frau; Adelstein aber erschrak jetzt über die Unvorsichtigkeit, unwillkürlich einen Theil seines Geheimnisses verrathen zu haben. Nach einigem Bedenken spricht er endlich zu ihr: „Nimm den ganzen Schmuck; bewahre ihn

wohl, und was auch immer geschehe, verrathe sein Dasein unter keiner Bedingung, wenn du mich nicht des Lebens und der Ehre beraubt sehen willst. Ich verspreche dir entgegen, nie mehr eine Karte zu berühren.»

Die unglückliche Frau erbebte bei diesem Antrage; da aber ihr Gatte plötzlich auffuhr und nicht nur keine weitere Erklärung gab, sondern mit wüthender Geberde in sie drang; so schwor sie, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß von dem Besitze dieser Edelsteine vor Niemand Erwähnung zu machen. Adelstein wurde nun ruhig, nahm nichts von dem Geschmeide als einen Ring, und gab ihr dasselbe in Verwahrung.

Indessen Adelstein freilich die Nacht nicht ganz ruhig zubrachte, schlief der biedere alte Juwelier vielleicht noch unruhiger. Es fing ihn nun sehr zu reuen an, daß er einen Schmuck von diesem Werthe, der ihm zum Theile bloß zum Verkauf anvertraut war und dessen Preis mehr, als sein ganzes Vermögen betrug, aus dem Hause gegeben. Mit gefoltertem Herzen erwartete er den Anbruch des Tages und kaum schlug die siebente Stunde, so stand er schon in Adelsteins Vorzimmer und begehrte dringend, mit dem gnädigen Herrn zu sprechen. Adelstein ließ ihn auf eine gelegene Stunde bestellen; der Juwelier aber bestand mit solcher Hartnäckigkeit auf seinem Begehren, daß ihn endlich der Wüstling vorlassen mußte.

Der Juwelier traf ihn allein. Fest und mit besonnener Kälte trat ihm Adelstein entgegen und sprach

im verweisenden Tone, indem er jenen Ring, den er vom Geschmeide zurückbehalten, vom Tisch nahm: „Um einer Kleinigkeit willen, wie dieser Ring, hätten Sie sich wohl zu einer schicklicheren Stunde hierher mühen können! Nehmen Sie ihn zurück; er taugt für mich nicht.“

Erstarrt und entsetzt hört ihn der alte Mann an; er traut seinen Ohren nicht und spricht endlich: „„Verzeihen Sie, gnädiger Herr! es ist nicht die Rede von diesem Ringe allein, der nur ein unbedeutender Theil jenes Geschmeides ist, das ich Ihnen gestern anvertraut habe, sondern von allen jenen Edelsteinen, über welche Sie den Geschmack Ihrer Frau Gemahlin berathen wollten!““ — Mit Frechheit und polterndem Ungestüm läugnet Adelstein, außer diesem Ringe etwas von Edelsteinen zu wissen; schilt den zitternden Juwelier einen unverschämten Betrieger, welchen man der Justiz überliefern sollte, und droht, ihn durch seine Leute aus dem Hause schaffen zu lassen. Der Juwelenhändler beschwört ihn mit Thränen, dem grausamen Scherz ein Ende zu machen; erinnert ihn an seine Ehre, an seinen Vater, an sein Gewissen, seine Seligkeit — alles vergebens. Adelstein zieht die Glocke und befiehlt seinen Dienern, „den Verrückten mit Gewalt aus dem Hause zu schaffen.“

Verzweifelt war die Lage, in welcher sich der unvorsichtige Juwelenhändler befand. Er hat das Geschmeide ohne Zeugen aus den Händen gegeben, er hat es einem Manne vertraut, dessen Name be-

kannt und um der Verdienste seiner Vorältern im Lande von Einfluß war; überdieß wäre Adelsteins gestriger Besuch, wenn auch Jemand seinen Wagen vor des Juwelenhändlers Wohnung gesehen, durch die Rückgabe des Ringes entschuldigt gewesen. Mit einem Worte, es fehlte ihm an allen Beweisen, um als Kläger aufzutreten; ja, er zweifelte sogar, unter solchen Umständen das Gericht zur Untersuchung der Wohnung Adelstein's vermögen zu können. In dieser trostlosen Lage kannte er kein Rettungsmittel, als sich dem allgeliebten Kaiser Joseph II. zu Füßen zu werfen und von seiner Gerechtigkeitsliebe und Weisheit gegen den schändlichsten Trug Schutz zu erflehen.

Er fand noch an diesem Morgen bei dem menschenfreundlichen Monarchen Zutritt. Mit bitteren Thränen klagte er über das erlittene Unrecht. Der Kaiser erkannte aus dem Gemüthszustande, aus dem Tone des alten Mannes, aus der Art, mit welcher er schlicht und einfach den Vorgang erzählte, daß das Recht auf seiner Seite; Er verkennt aber auch nicht, wie schwierig bei dem Grade der Unverschämtheit, welche der Betrieger bis jetzt bewiesen hatte, die Entlarvung desselben fallen müßte; Er verwies deßhalb dem alten Manne sein unvorsichtiges Zutrauen und sandte einen Garde-Offizier zu Adelstein mit dem Befehle, daß dieser sogleich vor dem Kaiser erscheine.

Adelstein schauderte freilich zusammen, als die Vorladung des gerechten Fürsten zu einer so ungewöhnlichen Stunde und so dringend erschienen; doch

faßte er sich bald, von der Ueberzeugung gestärkt, daß ihm kein Beweis des Betruges entgegengestellt werden könnte. Mit sicherer Miene erschien er vor dem Kaiser. Joseph ließ den Juwelenhändler eintreten und sprach zu dem Angeklagten: „Sie haben von dem Manne hier gestern Edelsteine empfangen und ihm heute die Zurückstellung derselben verweigert?" — „„Im Gegentheile, Eure Majestät,"" versetzte der Wüstling, „„ich habe von diesem Unglücklichen, den ich entweder für einen schändlichen Betrieger oder für einen Wahnsinnigen halte, nichts als einen Ring übernommen, den ich ihm bereits zurückgestellt habe."" — Der Kaiser verliert die Gleichmuth nicht. Seine Miene wird ernster und finsterer; er blickt den Beklagten durchdringend an und spricht: „Bedenken Sie wohl, ehe Sie antworten. Sie dürfen, wenn sie die Wahrheit gestehen, auf meine Milde zählen; aber befürchten Sie im Gegentheile Alles von meiner Strenge. Ich frage Sie zum letzten Male: wo haben Sie das anvertraute Geschmeide?" — „„Eure Majestät, ich besitze keines. Den Ring, welchen ich besaß, habe ich zurückgestellt.""

Der Kaiser hatte indessen mit sich überlegt und geahnet, daß bei einem Betrug dieser Art wohl auch die Gemahlin des Verdächtigen, Mitwisserin sein könne. Ruhig also versetzt er auf die wiederholte Betheuerung Adelstein's: „Nun denn, schreiben Sie, was ich Ihnen befehle." Adelstein ergriff mit etwas zitternder Hand die Feder, und Joseph dictirte folgende Zeilen:

„Ich mußte dem Kaiser Alles gestehen. Aus der größten Gefahr kannst Du mich und Dich selbst dadurch erretten, daß Du dem Ueberbringer den Schmuck übergibst.“

„Ueberschreiben Sie Dieses an Ihre Gemahlin,“ fuhr der Kaiser fort. Adelstein bebte: doch es blieb kein Ausweg übrig; er mußte gehorchen. Der Kaiser sandte das Billet an Adelstein's Lebensgefährtin und ließ den Kläger, wie den Beklagten, in einem der Garde-Gemächer unter Aufsicht den Erfolg abwarten.

Nach kurzer Zeit trat der Abgesandte mit dem Schmuckkästchen herein, dessen Inhalt der Juwelenhändler sogleich für die dargeliehenen Edelsteine erkennt. Adelstein sinkt halb ohnmächtig zu den Füßen des zürnenden Kaisers, seine Milde anflehend; doch Dieser spricht: „Ich hab' es gesagt, daß ich mit Strenge handeln werde. Zwei Mal haben Sie's gewagt, mit frecher Stirn Ihren Fürsten zu belügen; auch ist der verübte Betrug zu niedrig, um für den Verbrecher Mitleid in Anspruch zu nehmen. Man wird Sie dem Criminalgerichte übergeben, das mit Ihnen nach dem Gesetze verfahren und Ihrer Bestrafung ein Beispiel aufzustellen möge, wie tief oft Söhne verdienstvoller Aeltern fallen, wenn man sie nicht in früher Jugend gelehrt hat, ihren Leidenschaften Zügel anzulegen und durch rege Thätigkeit dem Staate nützlich zu werden.“

Der Kaiser sprach es; das Gericht handelte sein

Amt und fällte das Urtheil zehnjähriger Kerkerstrafe über den Betrieger.

Diese Erzählung ist durchaus keine Erdichtung, sondern, den Namen des Verbrechers abgerechnet, buchstäbliche Wahrheit. — Möge sie Kindern reicher und biederer Aeltern zur warnenden Lehre dienen!

Wer selbst gelitten, hilft den Armen gern.

Keine Lage des Lebens ist drückender, als die, wenn Menschen von Erziehung und Gefühl in Verhältnisse kommen, die weit unter ihrem Stande und den längst gewohnten Bedürfnissen sind. So war auch die Marquise S* durch den Tod ihres Gatten und durch die französische Revolution in die traurigsten Umstände versetzt worden. Was ihre kummervolle Lage um Vieles vermehrte, waren zwei Kinder, von welchen das älteste, ein talentvoller Knabe, schon in den Jahren war, daß er dringend eine gewählte Erziehung verlangte, wenn er einst seiner Geburt und der Verdienste seines Vaters würdig in die Welt treten sollte.

Unzählige Versuche hatte die Marquise gemacht, dieses Ziel zu erreichen. Endlich brachte sie es dahin, seine Aufnahme in eine Cadettenschule zugesichert zu erhalten. Um aber dessen ersten Bedürfnissen in dieser Laufbahn zu genügen, bedurfte sie zum Mindesten fünf hundert Franken. Fünf hundert Franken! welch' eine geringe Summe für so Viele — eine Summe, die Mancher in einigen Minuten zwecklos verschleudert; und hier hing von ihnen das Glück einer zärtlichen Mutter, das ganze zeitliche Fortkommen eines talentvollen Sohnes ab!

Wie es gewönlich ein trauriges Erbe der Armuth ist, so war es auch hier geschehen. Die reicheren Freunde der Marquise hatten sich theils von ihr zurückgezogen, theils hatte ihr fein fühlendes Herz sie zur freiwilligen Lösung mancher ältern Verbindung geführt, weil für ein zartes Gemüth nichts empfindlicher ist, als in bedrängter Lage mit Menschen, die uns einst in besseren Umständen gekannt hatten, Umgang zu pflegen. Durch einen Monat hatte sie sich vergeblich mit dem peinvollen Gedanken, wie sie die nöthige Summe herbeischaffen könnte, gequält, und je länger sie darüber nachsann, desto klarer trat die Unmöglichkeit hervor. Ihre Finger waren vom Stricken wund geworden, das Licht ihrer Augen hatte zusehends abgenommen; und doch ertrug der Erlös für die vollendeten weiblichen Arbeiten kaum die Kosten ihrer Erhaltung. Kein anderer Hoffnungsstern leuchtete ihr, als die Unterstützung der Regierung anzusprechen, von der sie um der Anhänglichkeit des Gatten an die Sache des Königs, und ihres beispiellosen Unglückes willen, in so drückender Lage einige Linderung erwarten durfte. Aber hier bedurfte sie abermals einen Mann von Gewicht, der ihre Lage der Milde des Königs empfahl. Sie dachte lange ohne Erfolg nach; warf sich endlich auf ihre Knie und rief den lieben Gott inbrünstig an, dessen Hilfe den Unglücklichen immer desto näher ist, je trostloser ihre Lage erscheint.

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie der Gedanke: „Der Graf von R*!" — Dieser behauptete einen der

wichtigsten Posten im Staate, welcher ihn der Person des Königs sehr nahe brachte. Er besaß ein treffliches Herz und achtete das wahre Verdienst. Die Marquise eilte zu ihrem Schreibtische, den Grafen schriftlich zu ersuchen. Da fiel ihr Blick auf einen Bündel von feinen und gewandten Beantwortungen mancher ihrer Zuschriften, die alle schöne Worte in Menge, aber keine Hilfe enthielten. Sie ward wieder muthlos. „Wohin haben mich alle diese Schritte, die meinem Herzen so viel kosteten, gebracht?“ rief sie wehmüthig aus: „Ich habe die kostbare Zeit verloren, und nichts als schlecht verdeckte Demüthigungen gewonnen!“ Die Feder gleitete aus ihrer Hand. Sie griff nach der bei Seite gelegten Stickerei und arbeitete wieder daran, indem sie dieselbe mit ihren Thränen benetzte.

Da trat ihr Sohn herein. Der Anblick desselben machte ihr unsäglichen Schmerz. So sollte sie also auf die Hoffnung, seine Zukunft zu gründen, so schnell verzichten, wie sie gekommen war? In diesem Augenblick hätte ihr Mutterherz Alles gewagt. Rasch ergriff sie die Feder wieder und schrieb an den Grafen, ihn mit wenigen Worten um Gehör ersuchend.

Noch am Abende desselben Tages erhielt sie eine Antwort. Diese bestand nur in wenigen Zeilen, aber sie waren von des Grafen eigener Hand und seine gefühlvolle Seele leuchtete auch hieraus unverkennbar hervor. Das angesuchte Gehör ward ihr schon

für den kommenden Tag in einer Vormittags unde bewilligt. — Welche Empfindungen bestürmten das Gemüth der armen Marquise! Furcht und Hoffnung quälten sie abwechselnd die ewig lange Nacht.

Der Tag brach an; langsam kam die Stunde herbei, in welcher sie der Graf zu hören versprochen hatte. Das Palais desselben war weit von ihrer Wohnung entfernt. Auf dem ganzen Wege zitterte die Arme wie eine Verbrecherin, die ihr Urtheil erwartet. Diese Angst mehrte sich, je näher sie dem Ziele ihrer Schritte kam — endlich verlosch auch der letzte Funke Hoffnung, die sie für ihr und ihres Sohnes Glück gehegt hatte. Als sie vor dem Palaste stand, schlug ihr das Herz so heftig, daß sie still stehen mußte, um etwas Kraft zu gewinnen. Ein Diener zeigt auf die Gemächer des Grafen; die Thüren öffnen sich ihr.

Der Anblick des menschenfreundlichen Staatsmannes gab ihr wieder Muth. Seine edle Gestalt, der feste Blick, das ehrwürdige graue Haar, die wohlwollende, väterliche Miene — Alles dieses brachte sie wieder zu sich selbst. „Ich kenne Ihre traurige Lage," sprach er, „und habe herzliches Mitleid mit Ihnen. Beruhigen Sie sich; ich habe mich bereits deßhalb bei unserem König verwendet." — „„Niemand, Herr Graf, bedarf eines günstigen Erfolges dieser menschenfreundlichen Verwendung mehr als ich. Meine Lage ist so traurig, daß ich kaum Worte finde, sie nach Wahrheit zu schildern."" — „Ich weiß Alles. Noch einmal, mich rührt Ihr Unglück von Herzen, und ich wünsche gewiß sehnlich, daß

es durch die Milde des Königs erleichtert werde. Die Gattin eines treuen Franzosen hat gegründete Ansprüche an des Königs väterliches Herz. Hoffen Sie deßhalb das Beste.“ Diese Worte, mit vieler zarter Schonung und Sanftmuth gesprochen, rührten die unglückliche Witwe bis zu Thränen. „„Herr Graf, wo soll ich Worte finden, den Eindruck, welchen Ihre Güte auf mich macht, nach Wahrheit zu schildern!““ „Noch einmal, liebe Marquise, beruhigen Sie sich. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihr Herz ganz kenne. Nehmen Sie indessen aus meiner Hand als ein Darlehen, was Ihnen in wenigen Tagen die Regierung gewiß bewilligen wird.“

Die Witwe weigerte sich dessen mit jener edlen Scham, die bessere Menschen immer erfaßt, wenn sie Verbindlichkeiten annehmen sollen, welche die Gränzen ihrer Ansprüche überschreiten. Da fuhr der Graf im milden Tone fort: „Nehmen Sie diese kleine Aushilfe ohne Scheu, denn sie ist fürwahr nur ein Darlehen, weil ich sicher bin, daß Ihnen eine, Ihrem Verluste angemessene Entschädigung zuerkannt werden wird. Wundern Sie sich aber nicht über jenen Eifer, mit dem ich Ihre Lage zu erleichtern strebe. Obgleich von Ahnen abstammend, die einst ausgedehnte Besitzungen hatten, leuchtete mir schon bei meiner Geburt ein ganz eigener Unglücksstern. Als der Sohn eines Marschalls von Frankreich, sah ich mich leider durch die widrigsten Schläge des Schicksals, die schon meinen Vater getroffen hatten, zu einer Armuth herabgezogen, die mich längere Zeit sogar

an dem Nöthigsten Mangel leiden ließ. Ich seufzte unter allen jenen Graden von Qualen, die einem vom Mißgeschicke verfolgten Sterblichen in seinen äußeren Umständen heimsuchen können, und fühlte, im Rückblick auf meine Geburt und Erziehung, ihren Druck um so heftiger. Eine unermüdete Verwendung im Staatsdienste, vom Glücke und der Gunst des Königs umstrahlt, hat mich endlich auf jene Stufe wieder erhoben, auf der Sie mich sehen. Seitdem aber kann ich Niemand, der ein besseres Schicksal verdient, leiden sehen, ohne den lebhaftesten Wunsch, ihm zu helfen." — Die Marquise war in dem Innersten ihrer Seele gerührt. „„Sie, Herr Graf, waren in eine solche Lage versetzt; Sie, edler Mann — und ich wage es noch, über meine zu klagen!"" — „Ein thätiger Mann findet immer und überall Mittel, die äußerste Strenge des Mißgeschickes zu mildern. Er wählt sich ein Amt, ein Geschäft, und wenn ihn sein Unglücksstern zwingt, weit unter die Ansprüche herabzusteigen, die ihm Kopf und Herz zu geben scheinen; wenn dann die gemeine Welt mit einer Art von Geringschätzung auf ihn niedersieht; so hebt ihn die eigene Achtung, die er für sich selbst empfindet, sein Bewußtsein, sein Gefühl, größer zu sein, als das Unglück selbst, weit über jene vergängliche, so selten gerechte Werthschätzung der bloß nach der Außenseite urtheilenden Menschen empor. Aber den Frauen stehen nicht dieselben Hilfsmittel, wie uns Männern zu Gebot. Die Natur und die Gesetze haben sie in

eine gewisse Abhängigkeit versetzt, welche ihr Loos fast immer in andere Hände legt. Deßhalb kann ich nie ohne tiefes Mitgefühl die traurige Lage solcher Frauen bedenken, welche, trotz ihrer Tugend und ihren ehemaligen glänzenden Umständen, in Noth und Kummer versetzt worden."

Mit Thränen in den Augen schied die Marquise von einem so zart fühlenden Gönner. Der Engel des Trostes war in ihr Gemüth eingekehrt und die Hoffnung größer, als alle Besorgnisse geworden.

Nach wenigen Tagen schon erhielt sie ein verbindliches Schreiben des edlen Grafen, worin ihr angekündigt ward, daß ihr die Gnade des Königs zur Linderung ihrer Lage einen lebenslänglichen Gehalt von zwei tausend Franken angewiesen habe. Mit welcher überschwenglichen Freude sie diese Kunde erhielt, kann nur ein Mutterherz schildern, das geliebte Kinder von äußerster Bedrängniß gerettet und einer freundlichen Zukunft entgegengeführt sieht!

Die Freunde auf der Probe.

Herr von Lambert war einer der angesehensten Geldwechsler in einer großen Seestadt. Das Glück schien seine Gunst nur ihm zuzuwenden. Was er versuchte, gelang, und es bedurfte zu Unternehmungen jeder Art nur seines Beitrittes, um eines günstigen Erfolges versichert zu sein. Seine Schiffe fanden ihren Weg in die fernen Welttheile stets so behende als sicher; sie hatten immer gesuchte Artikel als Kaufmannsgüter geführt und brachten als Gegenladung gern gesehene und billige Waare. „Ehrlich und vorsichtig," dieß war des Herrn von Lambert Wahlspruch, den er nicht nur im Munde, sondern auch im Herzen führte. Deßhalb galt sein Name aller Orten für unbescholten und zutrauenswerth, und wo sein Wort gegeben wurde, da fiel es Niemanden ein, nach einer Unterschrift, oder nach einem Zeugen zu verlangen.

Niemand hatte eine richtigere und mehr schätzenswerthe Ansicht von seinem Geschäfte und dem Geldwesen überhaupt, als Herr von Lambert. Er war es fest überzeugt, daß ein großes Vermögen viel zum Glücke des Menschen beitragen könne, wenn er in seinem Innern vollkommen fähig ist, dasselbe zu

nützen und gut zu verwenden; aber er war weit entfernt, dem irdischen Gut und dem Gelde jenen übertriebenen Werth beizulegen, wie es Mancher aus seinen Handelsgenossen that. Er konnte den reichen Mann erst dann recht schätzen, wenn er zugleich gut und rechtschaffen war. Tugend und Verstand waren ihm mit Recht viel ehrwürdigere Reichthümer, und er pries den mit Glücksgütern Gesegneten nur deßhalb glücklich, weil er in den Stand gesetzt war, desto mehr Gutes zu stiften und in Erfüllung zu bringen, was sein Herz Edles und Menschenfreundliches ersann und üben zu können wünschte. Herr von Lambert war ein sehr guter Kaufmann, er war aber ein noch besserer Mensch. „Vergänglich sind die erworbenen Summen des Sterblichen," sprach er oft zu seinem einzigen Sohne Gustav; „nach langen Jahren gewinnen wir sie erst, meist bei einem Leben voll Entsagungen und nach mühsamem Streben; ein einziger Augenblick reicht hin, sie Alle zu rauben. Dieser Gedanke ist so demüthigend, daß er die lächerlichste Art des Hochmuthes, den Kaufmanns- und Geldstolz, für immer darniederschlagen muß.

Als Herr von Lambert seinem heranwachsenden Gustav einen geschickten und erfahrnen Erzieher gewann, sagte er zu ihm: „Die Menschen preisen mich um meines Vermögens willen glücklich; ich aber muß gestehen, daß ich nur Eines kenne, was allen meinen Reichthum ausmacht, und dieses ist mein Sohn. Für ihn treibe ich mein Geschäft unermüdet vom frühen Morgen bis zum späten Abend. „Lehren Sie

ihn, dasjenige, was ich ihm erwerbe, weise benützen und verwenden; bilden Sie aber sein Herz und seinen Geist vor Allem so, daß er darin einen größeren Schatz, als in meinem Gelde besitzt. Nimmt ihm dieses der Himmel, so wird er in jenem Beruhigung und neue Hilfsmittel finden; läßt er's ihm aber, so wird er damit sich und Andre beglücken. Darin, lieber Freund, besteht mein Erziehungsplan und diesen bitte ich Sie, stets zu verfolgen. Der Wohlthäter meines Kindes wird stets der Meinige sein."

Ein Mann, welcher solche Gesinnungen hegte, konnte auch in seinem häuslichen Leben nicht unglücklich sein. Lambert hatte sich die biederste Gefährtin des Lebens gewählt, und sie machten Beide mit ihrem Gustav ein freundliches Kleeblatt aus, welches das zufriedenste Leben führte und jede Gunst des Glückes, womit sie das Schicksal erfreute, dankbar und weise genoß. Eines suchte die Herzenswünsche des Andern zu ergründen und die gegenseitige innere Liebe war ihnen ein freundlicherer und mehr erhebender Genuß, als jene lärmenden Vergnügungen der Welt, welche selten etwas anderes, als Ermüdung und Ekel zurücklassen.

Lambert's Haushalt gehörte unter die eingeschränkten; denn er und seine Gattin meinten, daß diejenigen, welche nicht um ihres Amtes oder ihrer Verhältnisse willen ein glänzenderes Haus führen müs-

sen, besser und ruhiger zurückgezogen und auf eine kleine Anzahl von Freunden beschränkt leben. Besonders oft erinnerte sich der würdige Lambert, wie übel Kaufleute daran thäten, den Ton und die Sitten der großen Welt anzunehmen. „Sie thun dieß nur mit empfindlichen Opfern, welche häufig ihren Wohlstand untergraben;“ sprach er, „und haben doch nichts dafür, als Langeweile, Demüthigungen, und nicht selten die Kränkung, sich von denen, in deren Kreis sie nicht gehören, verlacht und zum Besten gehalten zu sehen.“ Deßhalb ging es in seinem Hauswesen stille und ruhig zu. Man hörte nichts von schwelgerischen Tafeln und festlichen Bällen — Prunkzeichen der Eitelkeit, auf welche mancher thörichte Kaufmann, um sich wichtig zu machen, Tausende verwendet, indessen er den bedürftigen Armen eine kleine Gabe mit knickerischer Habsucht versagt. Man hörte nichts von Concerten und Theegesellschaften, aber es verging keine Woche im Jahre, in welcher nicht einmal einige gute Freunde zu Tische gebeten wurden, — Freunde, welche man wohl kannte und, durch lange Erfahrung erprobt, zu lieben alle Gründe hatte. Der Hochzeittag der glücklichen Aeltern, der Geburtstag des trefflichen Sohnes, dieses waren Feste, welche mit mehr als gewöhnlichem Aufwande gefeiert wurden. Alles war an solchen Tagen geladen, was mit dem Geschäfte des Vaters in Verbindung stand; denn wer unser Vermögen erwerben

half, hat das nächste Recht, es auch mit uns zu genießen," sprach Herr von Lambert mit herzlicher Gutmüthigkeit. Der ergraute Buchhalter des Handlungshauses, welcher nun nicht mehr dem Dienste vorstand, sondern von einer zugesicherten Pension gemächlich lebte, mußte an solchen Tagen als der ehrwürdigste Gast den obersten Platz an der Tafel einnehmen, zwischen der liebenswürdigen Gemahlin seines Herrn und dem freundlichen Gustav. Da weinte dann gewöhnlich der alte, beinahe erblindete Mann von inniger Rührung und nahm mit zitternder Hand das volle Glas Rheinwein in die Höhe und hob sich vom Stuhle und rief, was ihm alle Anwesenden aus vollem Herzen nachriefen: „Lange lebe Herr von Lambert, unser Wohlthäter und Vater!"

Unter den Hausfreunden Lamberts waren besonders zwei, welche wohl gelitten waren und in der Familie Achtung genossen. Victor hieß der Eine, und Argentino der Andere. Victor, ein biederer Deutscher, war ehedem der Chef eines berühmten Handlungshauses gewesen; er hatte seine Geschäfte aufgegeben und ein ruhiges Leben der Thätigkeit des Kaufmannes vorgezogen. Er durfte dieß auch, denn er war reich, alt und ohne Kinder, auf welche sein Vermögen einst hätte kommen können. Victor war Einer von jenen Menschen, welche man mit einer Perle in der Schale vergleichen durfte. Wer ihn zum ersten Male sah, hätte ihn leicht für stolz und zanksüchtig halten mögen. Ueberall

fand er etwas, das mit seinen Grundsätzen nicht ganz übereinstimmte; denn er war ein Eiferer für das Alte und ein Feind jeder Neuerung, doch mehr mit dem Munde als mit dem Herzen. Man nannte ihn daher den gutmüthigen Polterer; und gutmüthig war er auch, denn während er noch schalt, that er mit eben dem Tone Gutes, als theilte er Strafen aus. Wer ihn kannte, liebte ihn innig.

Anders war Argentino's Aeußeres. Ein gebildeter Franzose, vereinte er in sich alle die liebenswürdigen Gaben, welche jenem Land so eigen sind. Sanft war der Fluß seiner Rede, zuvorkommend und überaus freundlich sein Benehmen, sicher der Tact, mit welchem er den Charakter eines Jeden erfaßte und sich nach demselben zu fügen wußte. Froh mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, ernst mit den Ernsten, gewann er Aller Herzen im Fluge. Wenn es sich darum handelte, wem sie unter diesen zwei Freunden einen Vorzug zugestehen sollten, so konnten Gustav und seine Mutter in ihrer Wahl nicht zweifelhaft bleiben. Argentino galt ihnen mehr als Victor, und besonders bei Gustav, dem dieser manchmal etwas zu strenge, mitunter auch zu rauh sprach. Herr Lambert aber, welcher tiefer sah, gab seinem alten Freunde Victor den Vorzug, ohne deßhalb Argentino zu vernachlässigen, da er über seinen moralischen Charakter und besonders seinen Handelsgeist nur ein günstiges Urtheil zu fällen alle Ursache hatte.

Es fand sich bald eine Gelegenheit, welche Gu-

stav's schwache Neigung für Victor beinahe in Ungunst verwandelt hätte. Ein reicher Großhändler führte nämlich seinen Sohn, welcher eben die Studien vollendet hatte, in die vornehmsten Hauptstädte Europa's und wollte mit ihm längere Zeit in Paris und London verweilen. Gustav kannte den jungen Mann; es erwachte bald ein heftiges Verlangen in ihm, diese Reise mit ihm zu machen. Er vertraute Argentino seinen Herzenswunsch und fand denselben für seine Wünsche gestimmt. „Es ist einem jungen Kaufmanne nichts nöthiger," sprach er, „als die Welt zu bereisen und sich Kenntnisse und Erfahrung zu sammeln. Ich billige Ihren Entschluß und ihr Herr Vater wird es auch thun. Kommen Sie, lieber Freund, ich werde für Sie das Wort führen."

Beide begaben sich zu Herrn von Lambert, bei welchem sie den mürrischen Victor trafen. Der Franzose rückte mit dem Anliegen heraus und that seiner Seits Alles, den Vater dafür zu stimmen; allein man las es auf der Stirne des Herrn von Lambert, daß er mit den Ansichten seines Freundes und Sohnes nicht einig war. Die Mühe, sie zu erklären, ersparte ihm Victor: „„Bleiben Sie hübsch zu Hause, lieber Gustav,"" sprach er, „„Sie haben noch zu wenig gelernt, um mit Frucht Reisen zu machen. Diese kostbare Zeit können Sie besser benützen, und Gott behüte Sie, daß Sie für die ehrliche Gewandtheit des Deutschen, fremden Schnickschnack und modischen Firlefanz in Ihre Heimath brächten. Ich habe Sie

zu lieb, um Ihrem Vater nicht abzurathen. Auch sind jetzt zu solchen Reisen, die vieles Geld kosten, die Zeiten nicht geeignet. Die Londner Handelskrisis hat auf unsere Häuser ihre nachtheiligen Wirkungen. Deßhalb bedarf jeder solide Kaufmann der Seinen, daß sie mit ihm arbeiten und sein Geschäft betreiben.“ — „„Ich bin Victor's Meinung, lieber Gustav,“ versetzte der Vater, „„du sollst reisen; aber jetzt noch nicht.“ Hiermit war die Angelegenheit abgethan und Gustav's schönes Project zu Wasser geworden. Er und sein Vertreter wußten gar wohl, daß gegen den einmal erklärten Entschluß des Vaters keine Widerrede galt; sie schwiegen und gingen.

Gustav aber schrieb diesen ungünstigen Erfolg allein auf Victor's Rechnung, welchen er sehr oft in mancher Angelegenheit als Gegner zu bekämpfen hatte. Wäre er nicht so herzensgut gewesen, so würde sich gegen den rauhen Freund des Hauses in seine Seele Abneigung eingepflanzt haben, so aber erlosch nur allmälich die Liebe, welche er für ihn hatte und machte manchmal einem aufwallenden Unwillen Platz. Wie es aber im Leben häufig geschieht, daß wir jene Liebe, welche in unserm Herzen Andern entzogen wird, einem geliebten Gegenstande mit doppeltem Maße zuwenden, so ging es auch hier, und Argentino faßte mit jedem Tage mehr Fuß in seiner Freundschaft und seinem Zutrauen.

Herr von Lambert hatte seine Schiffe mit bedeutenden Summen, welche mehr als zwei Drit-

theile seines Vermögens betrugen, nach Amerika gesandt, um dort Baumwolle, China und Färbeholz zu laden. Das längere Ausbleiben machte den Handelsmann um so unruhiger, da er dieser Waaren dringend bedurfte, weil er sie, abgeschlossenen Verträgen zu Folge, an andere Häuser zu liefern hatte.

Um den friedlichen und sonst so heiteren Himmel dieses Hauses zu trüben, fanden sich auch noch einige Bankbrüche, bei welchen Lambert's Handlung mehre Summen verlor. Der edle Mann ertrug diese Verluste mit Gleichmuth und Seelenstärke. „Es ist das Los des Kaufmannes," entgegnete er ganz ruhig dem, welcher die üble Botschaft brachte, „in einer Stunde zu verlieren, was saure Mühe in Jahren gewann. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, denn ich verliere nicht fremdes Vermögen.

Ungeachtet des Ansehens, in welchem seine Handlung stand, hatte doch der Fall mehrer Banken und einiger der im vollen Credite gestandenen Häuser ein allgemeines Mißtrauen erregt. Als man nun von den Verlusten hörte, welche Herrn von Lambert betroffen, so fürchteten die geängstigten Theilnehmer seiner Geschäfte auch für den Stand seines Hauses. Besorgnisse sind ansteckend, sie werden schnell zur gefährlichen Krankheit. Alles was in Lambert's Handlung Geld und Forderungen hatte, lief hin und suchte um Heimzahlung und Befriedigung an. Lambert ließ ohne Verzögerung jede Summe bezahlen, welche in Anspruch genommen wurde.

So befriedigte er Jeden seiner Gläubiger, bis

sich am Ende der Zahlungen noch eine Summe von Zehntausend Thalern unbefriedigt bewies, welche für diese Woche Lambert's Casse nicht zu tilgen vermochte. Sie haftete auf einem Wechsel, der an ein jüdisches Handelshaus ausgestellt war. Lambert wollte hier um keine Frist ansuchen. „Mein Freund Victor muß Rath schaffen," sprach er; „Gustav, begib dich zu ihm." — „„O Vater,"" rief jener, „„ich bitte Sie, den Vorzug, unserm Hause diesen kleinen Dienst zu erweisen, meinem Freunde zugestehen zu wollen. Denn wer weiß, ob Victor nicht murrend und finster mich von dannen gehen hieße."" — „Du bist ungerecht, Gustav! Jedoch, wenn es dir Vergnügen macht, thu, was du willst." — Er sandte daher seinen Sohn mit dem Wechsel zu Argentino und ließ ihn ersuchen, die Forderung für seine Rechnung zu tilgen, mit dem Bedeuten, daß er mit jedem Tage seine Schiffe erwarte und dann diese Schuld sogleich freundlich und dankbar berichtigen wolle.

Argentino fügte sich und bezahlte den Wechsel. Gustav fand ihn eben so zuvorkommend und beinahe noch artiger als je, aber es entging ihm in dem Gesichte seines Freundes ein Zug nicht, welcher eine peinliche Verlegenheit ausdrückte. Schon reuete es den Jüngling, diesen Schritt gemacht zu haben; es schmerzte ihn tief, seinen Freund bei einer so geringen Probe nicht ganz so gefunden zu haben, wie er sich ihn immer gedacht hatte. Dem Vater verschwieg er diese Bemerkung und trug seinen Kummer allein, welcher mit jedem Tage wuchs, da

Argentino absichtlich zu vermeiden schien, ihr Haus zu besuchen.

Acht Tage darauf verbreitete sich plötzlich das Gerücht, es seien die beiden Schiffe des Hauses Lambert mit ihrer Ladung von Seeräubern genommen und als gute Prise erklärt worden. Ein Schiff, das so eben im Hafen einlief, habe sie Beide in der Macht der Kaper gesehen, und sei selbst nur mit genauer Noth dem Verderben entgangen.

Die ganze Stadt war sogleich dieser Nachricht voll. Alles beklagte den Ehrenmann aufrichtig. Lambert saß mit den Seinen eben bei Tische, als der Cassier seiner Handlung, mit dem Unglücke auf der Stirn und in den thränenvollen Augen, ängstlich hereintrat. Es ist ein Unglück geschehen, lieber Erich!" bewillkommte ihn der Hausvater. — „„Wie, Sie haben bereits Kunde schon von dem schrecklichen Fall, daß unsere zwei Schiffe von den Seeräubern gefangen?"" — Nein, lieber Erich! dieß wußt' ich noch nicht; aber ich habe ein großes Unglück aus Ihrem zerstörten Wesen geahnet. Wer weiß, ob Ihre Nachricht gegründet. — Man muß nicht sogleich Kopf und Muth verlieren. Ich glaube noch nicht daran; ist's aber wahr — nun so hat uns der Herr, dem wir mit Allem angehören, schwer geprüft. Weise sind alle seine Wege; Sein Wille geschehe!" Nun aber sprach er nichts weiter. Endlich erhob er sich, faßte den zitternden Cassier bei der Hand und begab sich in's Comptoir, wo sich mehre Neugierige versammelt hatten, um über dieses Gerücht Bestätigung oder

Widerlegung zu erhalten. Jeder erstaunte über die Festigkeit und den Gleichmuth, mit welchem sich der Chef des Hauses benahm; und jeder Gute wünschte mit Worten und im Geheim, daß ihm ein besseres Los gefallen sein möchte.

Plötzlich entstand ein Geräusch und mit ängstlichen Geberden drängte sich ein Mann herein, in welchem man bald den Freund des Hauses, Argentino, erkannte. „Sie kommen, mich zu trösten," rief Herr von Lambert, „mein edler Freund!" — Kalt entgegnete ihm der Franzose: „„Wenn es so steht, mein Herr! so bedarf ich des Trostes vor Allen. Ich ließ mich vor acht Tagen bewegen, für einen Ihrer Wechsel zehn tausend Thaler zu bezahlen. An wen soll ich mich jetzt wenden?"" — „Sie kommen also bloß als Geschäftsmann, Herr Argentino," — sprach Lambert sichtbar betroffen und unmuthig, — „Sie müssen sich gedulden; ich werde Rath schaffen." — „„Nein, mein Herr, dieß müssen Sie sogleich. Ich weiß allzuwohl, daß Sie alle andern Summen heimgezahlt und nun bloß leere Cassen haben. — Die Schiffe enthielten Ihr Vermögen; sie waren meine Deckung — nun sind sie hin — woher soll ich meine Forderung befriedigt erhalten?"" — „Sie beleidigen mich, mein Herr! Beruhigen Sie sich; denn meine Ehre bürgt ihnen für diese Summe. Heute aber vermag ich nicht, sie zu tilgen." — „„Nun, so muß ich Sie denn, so leid es mir thut, prostituiren;"" rief Argentino und verschwand.

Gustav, welcher dem Vater nachgefolgt war und

dieses Alles mit angehört hatte, glich Einem, der mit einem bösen Fiebertraume kämpft. „Dieser, ein Freund unsers Hauses? dieses der Mann, welcher meine Liebe und unsere Achtung genoß? Beim Himmel, ich bin in Versuchung, den Vorfall für ein Spiel der Phantasie zu halten.“

Wenig Stunden vergingen in dieser Verwirrung, als der öffentliche Notar, zum allgemeinen Befremden und zum Schrecken der Meisten, von Gerichtspersonen begleitet, eintrat, um Argentino's Wechsel zu präsentiren. „Ich thue meine Pflicht mit schwerem Herzen!“ sprach er, und man sah's ihm an, daß er die Wahrheit redete, „aber mein Amt legt mir sie auf. Herr von Lambert, im Namen des Gerichtes — wollen Sie diesen Wechsel befriedigen? — Wenn Sie's nicht vermögen, so werden diese Herren Ihre Effecten verpfänden, und, wenn diese nicht hinreichen, selbst Ihrer Person sich bemächtigen; denn darauf hat der Kaufmann, Herr Argentino, gerichtlich bestanden.“

Da ließ sich plötzlich eine donnernde Stimme vernehmen: „Das sollen Sie bleiben lassen — hören Sie's! Der Schuft muß sogleich bezahlt werden. Den Wechsel her, zu meinem Buchhalter gesandt! Er weiß schon darum!“ Man sah sich erstaunt um, und Victor stand da, einen großen Stock in der Hand, grimmig erboßt. Er ging auf den Notar etwas freundlicher zu, schüttelte ihm die Hand und fuhr fort: „Ich weiß es, weiß es, Sie sind ein braver Mann; Sie haben nur Ihre Pflicht gethan.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie anfuhr, — ich meinte es nicht so; aber dieser da," indem er auf Herrn von Lambert wies, „soll es büßen!" Und hiermit schüttelte er sein Haupt, daß eine Puderwolke aus der Perrücke flog. „Du sollst es büßen — bist du ein Freund, wie du es oft betheuert? Wo hast du dein Vertrauen? Die Kränkung, welche dir durch deine eigene Schuld widerfuhr, trifft auch mich, böser Mann!" — Hiermit umarmte er ihn, noch immer keifend und scheltend. — Gustav stürzte zu seinen Füßen. „„Herrlicher Mann,"" rief er, „„Verzeihung! wie sehr hab' ich Sie verkannt."" — „Ei! was verkennen!" entgegnete der Alte, „Sie mußten ja wissen, daß Ihr Vater mein Bruder, mein Freund ist. Nein, alter, rechtschaffener Lambert, kümm're dich nicht. Lasse deine Schiffe den Spitzbuben von Kapern! Ich wollte, daß sie insgesammt auf deiner Ladung Baumwolle gebraten und verbrannt würden. Was ich habe, ist dein, und deinen Gustav erklär' ich für meinen lieben Sohn." — Alle, welche anwesend waren, weinten vor Rührung. Lambert aber drückt ihm die Hand, und sprach leise die wenigen Worte: „„Victor! mein Victor! — ich kannte dich!"" — „Ich lebe heute den glücklichsten Tag meines Lebens!" jauchzt der Alte; „denn jetzt, da ich Euch trösten und helfen kann, jetzt, meine Freunde, hab ich Euch alle noch einmal so lieb."

Dann aber gingen die glücklichen Drei hinauf zur weinenden Mutter, um sie zu trösten und ihre Thränen zu stillen. Und als sie vernahm, was Victor ge-

than, so flossen ihre Thränen noch häufiger denn je, aber es waren keine bittern Thränen des Schmerzes, sondern lindernde Thränen der Freude und des Dankes.

Die Freunde blieben lange noch beisammen. Schon sank die Sonne nieder, die Hügel vergoldend, und sie saßen noch vor ihrem Hause im freundlichen Gärtchen, als hätte sie kein Unglück getroffen. Heiter war die Stirne derselben, heiter, wie die Flur und der Himmel ist, wenn gewitterschwangere Wolken ihrer Bürde sich entladen haben und aus den Schrecken der Nacht der lächelnde Morgen erstanden ist. Da tönten vom Hafen Kanonenschüsse, von neu angekommenen Schiffen zum Gruße. Bald darauf entstand vor dem Hause Lambert's Gewühl und freundlicher Zuruf ertönte. „Unsere Schiffe," rief ein herbeigeeilter Comis, „die Schiffe liegen im Hafen!"

So war es auch. Jedes mit mehr, als für Einhundert tausend Thalern in Waaren beladen, war wohlbehalten eingelaufen. Bald traf auch der Capitän ein, welcher dem staunenden Besitzer erklärte, daß beide Schiffe gefangen gewesen, aber durch tapfere französische Kriegscorvetten aus den Händen ihrer Feinde befreit und so glücklich zur Heimath geführt worden seien. Das Schiff, welches sie in so großer Gefahr gesehen und die Kunde davon voreilig im Hafen verbreitet hatte, müsse in einer andern Richtung hierher gesegelt sein, weil es sonst bald

darauf beide auf der Höhe des Meeres frei erblickt haben würde.

„Gott sei gelobt," rief Lambert's Gemahlin, und ihr Entzücken schien ohne Gränzen. „„Ich wußte ja,"" entgegnete Herr von Lambert, „„daß Gottes Hand für die Seinigen sorgt. Wiederzufinden, was man für verloren hielt, ist doppelter Gewinn, doppelte Freude."" — „Ei, so wollt ich denn, daß die Schiffe im Abgrunde des Meeres steckten!" rief Victor unwillig aus. Da fuhr ihm aber Gustav mit der Hand nach dem Munde und mahnte ihn lächelnd: „„Zurück, Väterchen! zurück mit dem bösen Wunsche!"" und hiermit küßte er ihn herzlich. — „Ei!" brummte der Alte noch, „haben sie mir nicht meine ganze Freude verdorben?" — Alles vereinigte sich nun um ihn und umarmte den wahren Freund. Es entstand eine Gruppe, wie sich nur der malen kann, welcher den Werth guter Menschen erkennt und in seinem Innern ein verschwistertes Herz schlagen fühlt.

Nachdem sich die guten Menschen von ihrer Freude erholt hatten, und diese einem heitern ruhigen Nachdenken Platz machte, sagte Gustav: „Der heutige Tag soll mir zur Lehre dienen, nie mehr nach dem Worte, sondern nur nach der That Freunde zu schätzen. Argentino's, des niedrigen Mannes, Benehmen erfüllt mich mit dem tiefsten Abscheu." — „„Sei auch hierin nicht zu strenge, mein Gustav!"" sprach begütigend der Vater. „„Argentino hat gegen uns nur darin gefehlt, daß er bloß Kaufmann gewesen ist und darüber den Hausfreund vergaß. Daß er dieß

Letztere that, kann und darf uns wohl wehe thun, aber wir haben keinen Grund, seinen Ruf anzutasten. Merke dir's jedoch wohl, daß man über Menschen nie nach dem Aeußern vorschnell urtheilen müsse. Hier steht ein Feigenbaum; er trägt, wie alle Bäume seiner Gattung keine Blüthe; bringt aber alljährlich Früchte. Wer würde es sich einfallen lassen, ihm jenen Akazienbaum, der an seiner Seite in stolzer Blüthe prangt, jedoch nie eine genießbare Frucht liefert, vorziehen zu wollen? — Kommt jetzt, meine Freunde, in den Hafen; wir wollen die Schiffe besehen!" — Da ertönte es allenthalben in und außer dem Hause: „„Es lebe Lambert, der Edle, der Gute! er lebe lange und glücklich!""

Als Victor, welcher nun im vollen Ernst als Gustav's zweiter Vater verehrt wurde, nach einigen Tagen in den Garten kam, sah er an den Feigenbaum folgendes Gedichtchen geheftet, welches er lächelnd las, indem er forschend auf seinen lieben Gustav blickte. Wir aber lesen es mit ihm:

Der Feigen- und der Akazienbaum.

Als Nachbarn standen in sehr engem Raum
Ein Feigenstrauch und ein Akazienbaum.
Es deckte Diesen seiner Blüthen Schnee
Und Jener stand verarmt in seiner Näh'.
Da sieht der Blüthenbaum im stolzen Sinn
Zum Strauch herab. Mit höhnischem Gesichte

Wirft er's ihm vor, kränkt und verachtet ihn.
Doch Dieser bringt im Kurzen süße Früchte,
Obgleich ihn nie der Blüthenschnee geziert,
Daß gelb vor Neid der eitle Prahler wird,
Der nun entwaffnet ohne eine Frucht
Im fahlen Laub die Scham zu bergen sucht.

*

Des Mannes Rede mag wohl minder fein,
Doch seine That um desto edler sein;
Das Wort die Blüth', erhabne That die Frucht,
Und diese ist's, wornach der Edle sucht.

Mehr als Alles liebe hiernieden
Mit dir selbst und Andern den Frieden.

Welche Mühe wenden die Menschen nicht an, sich gegenseitig das Leben zu verbittern! Neid und Scheelsucht, Haß und Groll sind die Triebfedern zum Unfrieden, welchen nicht bloß der Egoismus und die Habsucht, sondern eben so häufig eine gewisse angeborne Unruhe, die mächtig zu Reibungen treibt, in Thätigkeit setzt. Und doch gibt es nichts Schöneres auf der Erde, als den göttlichen Frieden! Laßt uns Diesen in kleinen und größern Angelegenheiten des Lebens bewahren, laßt uns bei jeder Veranlassung zum Zwiste bedenken, daß Einigkeit und Friedfertigkeit auf der Lebensreise Stärke und Glück, Streitsucht und Unfrieden aber Mißvergnügen und Unglück bereiten. Wahrlich, die Ruhe im Leben ist ein zu kostbares Gut, als daß sie nicht durch jedwedes Opfer erkauft werden sollte!

Solche Lebensweisheit lehren uns die Beispiele der größten und edelsten Männer; denn wer in sich selbst den Frieden nicht zu gründen und zu bewahren versteht, hat sich noch nicht zur sittlichen Höhe, nicht zum höheren Menschenwerthe hinaufgeschwungen.

Nie wird der Friedlose weder ein großer, noch ein edler Mann.

Gottfried Ephraim Lessing (geboren am 23. Jänner 1729), dieser leuchtende Morgenstern der deutschen Cultur, groß als Gelehrter, groß als Dichter und Satyriker, war ungemein sanft, und liebte den Frieden mit sich und Andern über Alles; eine Tugend, die auf seiner dornigen Laufbahn um so mehr Bewunderung und Anerkennung verdient, da die Schriftstellerwelt, leider, eine Welt der Reibungen und der Zwietracht ist, in welcher Eine Meinung der andern streitsüchtig gegenüber steht; in welcher die Parteien wie Pilze aus der Erde emporschießen und — betrübt ist es zu sagen — fast ewiger Krieg herrscht, ohne zur Förderung der Wahrheit beizutragen, da diese eben als himmlisches Licht in der Strahlenkrone des Friedens leuchtet.

Lessing gab schon im 19. Lebensjahre einen bewunderungswürdigen Beweis seiner Friedensliebe. Nachdem er durch seine Dichtungen in so frühem Alter in Leipzig Berühmtheit gewonnen, kam er zu einem Besuche in das väterliche Haus nach Kamenz in der Oberlausitz. Lessing's Angehörige standen auf einer niederen Bildungsstufe und zitterten für das Seelenheil eines Menschen, der, nach ihren Begriffen, so weit herabsinken konnte, Reime zu dichten, und Comödien zu schreiben! Um auch diese Mußezeit nicht ohne geistigen Nutzen zu verleben, hatte Lessing eine Sammlung von Liedern mitgenommen, die zum Drucke bestimmt waren und

woran er die letzte Feile eben noch legen wollte. Seine fromme Schwester fand jene Sammlung und in ihr manches Trink- und Freudelied. Sie erschrak sehr, fast wie vor einem Gespenst, nahm die köstliche Sammlung, warf sie in's Feuer, und gestand dann ihre That, in der Meinung, etwas Gutes gethan zu haben.

Man setze, an Lessing's Stelle, einen unserer jungen Dichter in die Lage, die geliebten Erstgebornen seines Geistes so grausam vernichtet zu sehen! stelle ihm die Richterin und Urtheilsvollstreckerin in Einer Person gegenüber — — ungewiß mag sein, was das kräftige Genie gethan haben würde; aber gewiß ist es auch, daß ich nicht die schuldtragende Schwester sein möchte.

Was that der gute Lessing? — Seine mühsame und gelungene Arbeit, das Werk vieler heiterer und glücklicher Stunden, war in den Flammen verzehrt und mit ihm manch' freudige Hoffnung verschwunden; — er ließ sich indessen nicht im Geringsten von der Leidenschaft hinreißen; denn er liebte seine Schwester und den Frieden zu sehr. Alles, was er zu seiner Genugthuung und zu ihrer Strafe unternommen, war, daß er ihr, mehr im Scherze, eine Handvoll Schnee an den Hals warf, vielleicht um ihr zu deuten, daß ihr Herz für solche Dichtungen eben so kalt, wie Schnee sei. Damit war die Beleidigung vergeben und vergessen.

Wahrlich, ein Zug aus dem Leben eines Jünglings, der dem Menschenkenner damals schon hätte

andeuten müssen, zu welchem schönen Ziele solch ein Gemüth und Charakter gelangen würden. Was Lessing der Wissenschaft gewesen, preiset die Nachwelt mit schuldiger Dankbarkeit an; doch mehr würde er noch geleistet haben, wenn das launige Schicksal, oder vielmehr seine Zeitgenossen gegen ihn gerechter gewesen wären! Lessing gehörte auch unter jene edlen Geister, die für die Ausbildung, die geistige Lust ganzer Nationen und ihrer Nachkommen rastlos arbeiteten — lebend mit Noth und Mangel, zur Schande der Mitwelt, kämpften, und nach dem Tode — mit schallendem Ruhme für ein beschränktes und ärmliches Leben entschädigt wurden.

Die letzten Tage des Weltweisen Sokrates.

In diesem Werke ist einige Mal von dem Scheiden berühmter Männer und überhaupt von dem Tode die Rede. Kann es aber auch einen interessanteren Gegenstand für unser Nachdenken geben, als die letzte und unübersteigliche Gränze alles irdischen Wirkens? und ist es nicht, in Beziehung auf jenes Alter besonders, dem der Lebenstag voll trügender Hoffnungen eben aufgegangen, ein Verdienst, die Blicke auf den Abend zu richten, und auf diese Weise das jugendliche Gemüth aufmerksam zu machen auf das Eine, was Noth thut und was Muth verleiht im Leben und Sterben?

Das Leben in seiner wahren Bedeutung zu erfassen, war stets das Bemühen der Weisen; und keinen hat die Stimme der Zeitgenossen oder der Nachwelt mit diesem Namen beehrt, bei welchem, in dem Kampfe mit dem Weltgeiste, nicht die Furcht vor dem Tode erlegen.

Wenn einer aus der Vorwelt solche Siege errungen, so war es Sokrates, aus den griechischen Weisen der Erste. Noch in seinem siebzigsten Jahre wurde er öffentlich angeklagt. Miletus war es,

der diesen Frevel verübte. Die Anklage bestand aus zwei Hauptbeschwerden: „daß er an die Götter, welche Athen verehrte, nicht glaube, und daß er die Gesinnungen der Jugend verderbe.“ Aus den Unterredungen, die Sokrates mit seinen Freunden hatte, wird es nicht unwahrscheinlich, daß er die ungeheuern Meinungen und lächerlichen Mysterien seiner Zeit im Herzen verachtet und sich willkürlich zu dem erhabenen Begriffe des einzigen wahren Gottes geschwungen habe, so daß Einige kein Bedenken tragen, ihn, um seines Glaubens an die Gottheit und seines musterhaften Wandels willen den christlichen Weltweisen an die Seite zu setzen.

Es ist unmöglich, weise und nicht zugleich tugendhaft zu sein. Sokrates war zu seiner Zeit, und ist es jetzt um so mehr, vor den Besserdenkenden gerechtfertigt. Mit einfachen Worten widerlegte er die öffentliche Anklage. „Man beschuldigte mich,“ sprach er zu seinen Richtern, „die Jugend verführt und ihr gefährliche Grundsätze eingeflößt zu haben! Mein ganzes Geschäft besteht darin, daß ich Alt und Jung zu bereden suche, ihren Körper nicht zu sehr zu lieben, nicht zu begierig nach Reichthümern und andern werthlosen Dingen zu trachten und darüber die Seele, welche allein der Gegenstand ihrer Neigungen sein sollte, zu vernachlässigen. Denn ich sage ihnen unaufhörlich, daß Tugend nicht aus Reichthum, sondern im Gegentheile Reichthum aus Tugend entspringe, und daß alle andern Güter des menschlichen

Lebens aus diesem einzigen Quell sich ergießen. — Ich werde weder aus Furcht noch Eigennutz jemals meine Gesinnungen ändern. Ich will lieber Gott, als den Menschen, gehorchen. Bis zu meinem letzten Athemzug will ich Euch zur Tugend ermahnen und Jedem die Worte zurufen: „Mein Freund und Mitbürger! schäme dich doch, nichts zu denken, als Geld und äußere Ehre, Ansehen und Würden zu erlangen, indessen du die Schätze der Klugheit und Weisheit vernachlässigest und dir keine Mühe gibst, deine Seele so gut und vollkommen zu machen, als sie's zu werden nur fähig ist!"

Durch das erste Urtheil erklärten die Richter den Sokrates für schuldig; da er aber in seiner Antwort von ihrem Tribunal an den Richterstuhl der Gerechtigkeit und der Nachwelt appellirte, da er, statt sich für schuldig zu bekennen, auf Belohnungen und öffentliche Ehrenbezeigungen Anspruch machte, wurden die befangenen Richter so erbittert, daß sie ihn verdammten, den Schirlingsbecher, die damals gewöhnliche Art der Todesstrafe, zu trinken.

Sokrates hörte dieses ungerechte Urtheil mit äußerstem Gleichmuth an, und als Apollodorus, Einer seiner Schüler, in Wehklagen und darüber, daß sein edler Meister unschuldig sterben sollte, in bittere Schmähungen ausbrach, sagte der Weltweise lächelnd: „Wie! wolltest du, daß ich schuldig stürbe? Meine Feinde können mich wohl tödten, aber mir doch nichts zu Leide thun."

Als er in das Gefängniß zurücktrat, sonst der Aufenthalt des Verbrechens und Lasters, jetzt der Wohnort der Tugend und Redlichkeit, folgten ihm seine Freunde und besuchten ihn beständig die Zeit über, zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode, welche sich auf dreißig Tage verlängerte.

In dieser langen Zwischenzeit hatte der Tod Gelegenheit genug, sich dem Weisen in den schrecklichsten Gestalten zu zeigen und dessen Standhaftigkeit nicht nur durch die Härte eines Kerkers und die eisernen Fesseln an seinen Füßen, sondern auch durch die Vorstellung und Erwartung einer Begebenheit, vor welcher die Natur immer zurückbebt, auf die Probe zu stellen. In diesem betrübten Zustande hörte Sokrates nicht auf, jener tiefen Gemüthsruhe, die seine Freunde immer an ihm bewundert hatten, zu genießen. Er unterhielt sie mit ununterbrochener Heiterkeit; und Kriton, sein treuester Schüler, bemerkte, daß er am Abende vor seinem Tode eben so ruhig geschlafen, als jemals vorher. Am letzten Tage vor der Vollziehung des Urtheils kam Kriton und bedeutete ihm, daß es nur von ihm abhänge, das Gefängniß zu verlassen. Der Kerkermeister sei gewonnen; er würde die Thür offen finden, und es sei dafür gesorgt, daß er sicher nach Thessalien entkomme. Sokrates aber verwarf diesen Antrag, weil er ihn der Moral nicht angemessen fand, und fragte seinen Freund, ob er einen Ort wüßte, wo man vor dem Tode sicher sei?"

So brach der zur Urtheilsvollstreckung bestimmte

Tag an. Alle Freunde des Weltweisen, mit Ausnahme Plato's, der krank war, verfügten sich früh Morgens in das Gefängniß. Der Kerkermeister bat sie, ein wenig zu warten, weil die Magistratspersonen dem Verurtheilten eben ankündigten, daß er heute sterben sollte. Sie traten hierauf ein, und fanden Sokrates, dem man die Fesseln abgenommen hatte, bei seiner Gattin Xantippe*) sitzen, welche Eines ihrer Kinder auf dem Arme hatte. Als sie die Freunde hereinkommen sah, erhob sie ein großes Geschrei, riß sich die Haare aus, zerkratzte sich das Gesicht, schluchzte und weinte, daß das ganze Gefängniß erschallte, brach dann in die Worte aus: „O mein Sokrates! da kommen deine

*) Die Gattin des weisen Sokrates war bei Weitem nicht so zänkischer und böser Gemüthsart, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Ihr zärtlicher Antheil bei seinem Tode steht in zu schneidendem Contraste mit der ihr angedichteten Bosheit, mit welcher sie ihres so sanften Gatten Ruhe gestört haben soll. Alle zu ihrem Nachtheil zerstreuten Histörchen rühren übrigens von unzuverlässigen Schriftstellern her, welche sie nur vom Hörensagen haben konnten. Auch ist es ohne Zweifel, daß des weisen Sokrates Uneigennützigkeit eben nicht das Mittel gewesen, in seinen Haushalt Ueberfluß und in seiner Familie Zufriedenheit zu verpflanzen. — Was freilich manchmal einigen Anlaß zu häuslichen Zwistigkeiten gegeben haben mag, welche den zahlreichen Gegnern des Weltweisen willkommenen Stoff zu Satyren boten.

Anmerkung des Verfassers.

Freunde, dich zum letzten Male zu sehen!" — Er suchte vergebens sie zu trösten; und bat endlich, daß man sie nach Hause bringen möchte, welches auch geschah.

Socrates brachte den übrigen Theil des Tages mit seinen Freunden zu. Der Gegenstand ihrer Unterredung war von der größten Wichtigkeit und den gegenwärtigen Umständen angemessen; sie betraf die Unsterblichkeit der Seele. Sokrates erklärte seinen Freunden alle Beweise für diese erhabene Wahrheit und widerlegte alle Einwürfe gegen dieselbe.

Als der Weise diese Unterredung geschlossen hatte, bat ihn Kriton, ihm und seinen Freunden seine letzten Verfügungen mitzutheilen, damit sie durch Vollziehung derselben noch den Trost haben könnten, ihm nach seinem Tode gefällig zu sein. „Ich empfehle Euch nichts," versetzte Sokrates, „als daß Ihr für Euch selbst Sorge traget. Dieß ist der größte Dienst, den Ihr mir und den Meinigen erweisen könnet." — Als ihn nun Kriton fragte, auf welche Art er begraben zu werden wünsche, versetzte er: „Wie es Euch beliebt, wenn Ihr mich festhalten könnt und ich nicht Euren Händen entwische!" — Er sah seine Freunde lächelnd an, und sagte: „Kann ich doch meinen Kriton nicht überreden, daß Sokrates der ist, welcher mit Euch spricht und die verschiedenen Theile seiner Rede ordnet; denn er bildet sich immer ein: ich sei das, was er über eine kleine Weile todt sehen wird; er verwechselt mich mit mei-

nem Leichname, und fragt mich daher, wie ich begraben zu sein wünsche."

In diesem Augenblick kam der Gerichtsdiener und sagte, daß es Zeit sei; es nahe der Sonnenuntergang, den Schirling zu trinken. Der Mann war so gerührt, daß er sich umwandte und weinte. „Sehet," sagte Sokrates, „das gute Herz dieses Menschen! Seit meiner Gefangenschaft ist er zu mir gekommen, sich mit mir zu unterreden; er ist sanfter, als Alle seines Gleichen; wie herzlich der arme Mann um mich weint!" — Nun wurde der Becher gebracht. Sokrates fragte, „wie er sich dabei zu benehmen habe?" — „„Nicht anders,"" erwiederte der Diener, „„als daß du nach dem Trunke so lange herumgehst, bis die Beine müde werden und dich dann auf das Bett niederlegst.""" — Sokrates nahm den Becher ohne die geringste Veränderung einer Miene oder der Gesichtsfarbe; — schwieg einige Zeit und leerte ihn dann mit einer Ruhe und Heiterkeit aus, die über alle Vorstellung reichte.

Bis dahin hatten die Freunde ihre Thränen zurückgehalten, so bald aber der Becher geleert war, waren sie nicht mehr Herren über sich selbst — und weinten. Apollodorus, welcher schon während der ganzen Unterredung in Thränen ausgebrochen, erhob jetzt ein großes Geschrei und stieß mit einem Jammer, der allen das Herz durchbohrte, bittere Klagen aus. Sokrates allein behielt fast überirdischen Gleichmuth und wies seine Freunde mit gewohnter Sanft-

muth und Güte zur Ruhe. „Was macht Ihr," sagte er ihnen, was ist aus eurer Tugend geworden? schickte ich nicht die Weiber fort, weil ich diese Schwachheit nur von ihnen befürchtete? Ich habe immer sagen gehört: man solle in Ruhe sterben und die Götter segnen. Ich bitte, fasset Euch; zeigt mehr Gleichmuth und Entschlossenheit!

Indessen ging er immer auf und nieder; jetzt fühlte er, daß seine Beine müde wurden: er legte sich nieder, wie ihm gesagt worden. Das Gift wirkte nun immer stärker. Als er merkte, daß es ans Herz zu dringen anfing, deckte er sein Gesicht auf, welches er bis dahin verhüllt hatte. „Kriton," rief er plötzlich, „vergiß nicht, dem Aeskulap einen Hahn zu opfern!" und gleich nach diesen Worten verschied er. — Kriton drückte ihm Mund und Augen zu. — Dieß war das irdische Scheiden des unsterblichen Sokrates im 1. Jahre der 95. Olympiade und im siebzigsten seines Alters.

*

„Es ist nicht, als sähe man einen Menschen sterben," sagt ein älterer Schriftsteller, „man glaubt, einen Unsterblichen zu sehen, einen Freund und Vertrauten des Himmels und der Götter, der zu den Wohnungen des Friedens heimkehrt und nun an der Schwelle den

Staub, der sich auf ihn gesetzt hatte, abschüttelt."

Bald nach dem Tode des Sokrates erkannten die Athener ihr Vergehen und fingen an, es zu bereuen. Man hörte durch die ganze Stadt nur Lobpreisungen des geopferten Weltweisen. Die Akademie, das Lyceum, die Privathäuser, die öffentlichen Spaziergänge und Marktplätze — Alles schien von den Tönen seiner geliebten Stimme wiederzuhallen. „Hier," sagten sie, „hier bildete er unsere Jugend! hier lehrte er unsere Kinder ihr Vaterland lieben und ihre Aeltern ehren! hier gab er uns seine bewunderungswürdigen Lehren, machte uns heilsame Vorwürfe, um uns zum Eifer für die Tugend zu spornen! Ach, wie haben wir ihm seine herrlichen Wohlthaten vergolten?" — Ganz Athen war in Trauer und Niedergeschlagenheit versunken; die Schulen waren geschlossen, alle Uebungen eingestellt. — Die Kläger wurden vor Gericht gerufen und bestraft.

So das Ende eines Weisen. Es sind Jahrhunderte dahin geflossen, und seine Lehren entzücken, sein Scheiden rührt die besseren Menschen noch. — Wie Viele quälen sich rastlos ab, durch Ehrgeiz und Reichthümer gewisse Ansprüche an Ruhm und an das Andenken der Nachwelt zu erlangen. Ich habe aber Viele von Jenen, welche der gemeine Haufe

reich und groß nannte, in die Grube sinken gesehen, und Niemand denkt Ihrer mehr! Menschen! lernt es doch einsehen, daß es nur einen Weg gibt, in und nach dem Leben glücklich und geachtet zu sein, jener der Weisheit und Tugend!

Gold und Erdengut vergeht, Tugend nur allein besteht.

Wind und Wetter sind beständiger als die Glücksgüter und äußern Verhältnisse des Menschen. Darum ist der lächerlichste Stolz auf der Erde: der Geldstolz. Um reich zu werden, bedarf es eben so wenig Genie oder sonst einer hervorragenden Tugend, als es immer gerade der Verschwendung oder Dummheit bedarf, um zur drückenden Armuth herabzusinken. Das äußere Glück wird am Sinnreichsten durch eine Kugel vorgestellt, um die sich die Menschheit tummelt; Jener erklimmt sie mit ungeheurer Anstrengung, während der Andere von ihrem äußersten Puncte rasch herabstürzt. Ein schachernder Bündeljude, ein roher Fuhrmann kann's eben so leicht zum bewunderten Millionär bringen, wie der beneidete Millionär schneller, als irgend ein Mensch es geahnet, durch seine unbezahlte Schuldenlast ärmer werden kann, als Viele, die nichts haben. Bei solcher Flüchtigkeit der irdischen Habe lasse kein einziges deiner Haare von Begierde nach dem eitlen Mammon ergrauen, noch einen deiner sanften Züge im fiebernden Geize erhärten; lass' es dir nie beifallen, den Menschen nach seinem so wandelbaren äußeren Gute

zu schätzen; und strebe fortan nach jenem, das dir kein Wandel der Zeit und Dinge, kein unvorhergesehenes Ereigniß, kein gebieterischer Machtspruch oder böser Wille zu rauben vermag — strebe nach den ewigen Gütern der Ausbildung deines unsterblichen Geistes.

Unter den traurigen Opfern der Wandelbarkeit des menschlichen Glückes nahm der Banquier Michel in Paris eine warnende Stelle ein. Dieser Mann besaß in seiner glänzenden Zeit ein reines Vermögen von mehr als zwanzig Millionen Gulden. Lange war ihm die falsche Glücksgöttin günstig; aber als sie ihm einmal den Rücken gewandt, kehrte sie nie wieder; und mit einer unglaublichen Schnelligkeit sank der beneidete Reiche zum Fallimente, zum Bettler herab. Michel überlebte sein Unglück nur wenige Tage; denn das Glück raubt ihrem Günstlinge fast immer das herzvolle Vertrauen auf eine bessere Zukunft, und den Muth, das Mißgeschick mit Herzhaftigkeit und Ergebung zu tragen.

Michel hinterließ zwei Kinder, eine erwachsene Tochter und einen Sohn. Beiden hatte er in den Tagen seines Glückes mit väterlicher Sorgfalt eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen; besonders hatte Palmyre den, ihr in der Musik von den berühmtesten italienischen Meistern, unter welchen Rossini und Cimarosa, obenan standen, ertheilten Unterricht mit dem besten Erfolge benützt und einen eben so bewunderungswürdigen Grad von musikalischer

Fertigkeit, als einen hohen Schatz wissenschaftlicher Ausbildung, erreicht. Das Geld und mit ihm das Ansehen ihres Vaters war dahin geschwunden; die schmeichelnden Freunde haben sich scheu zurückgezogen; — aber ihre Kenntnisse, die Früchte einer sorgfältigen Erziehung, waren bei allen Stürmen, welche ihre Familie getroffen und den Vater aus ihren Armen gerissen hatten, treu und beständig geblieben; denn sie sind ein Capital, das nie verloren gehen kann.

Palmyrens Bruder gerieth in seiner Noth Werbern in die Hände und konnte nur mit einer bedeutenden Summe seine Freiheit erlangen. Nie würde das Pariser Publicum erfahren haben, welch ein ausgezeichnetes Talent in seiner Mitte blühe, hätte nicht die Liebe zum Bruder das Geheimniß verrathen. Palmyre sah keinen andern Weg, dem Unglücklichen die Freiheit zu schenken, als von ihrem Talente einen öffentlichen Gebrauch zu machen und in einer musikalischen Abendunterhaltung ihre Fertigkeit dem allgemeinen Urtheile Preis zu geben. Zu schwach ist die Feder, den innern Kampf einer zartfühlenden Seele auszudrücken. — Die heilige Geschwisterliebe aber trug den Sieg davon.

Am 19. April 1831 wurde das Conzert zu Paris in der Ludwigsstraße vor einem glänzenden Zuhörerkreise gegeben. Die ersten Künstler der Hauptstadt nahmen Theil an diesem guten und schweren Werke. Sie unterstützten die liebevolle Schwester eines guten Bruders. Man hörte darin die Herren Bordogni,

Pellegrini und Fessy, die Fräulein Marioni und Palmyre Michel. Das zahlreiche Publicum bewunderte einstimmig das außerordentliche Talent Palmyrens, und der Beifall wollte kaum enden. Unter diesen stürmischen Zeichen der Anerkennung konnte der ernste Beobachter in manchem Auge auch eine theilnehmende Thräne gewahren. Die öffentlichen Blätter behaupten: „Es sei schwer, besser zu singen und schöner zu sein, als Palmyre Michel.“

Die edle Schwester sah ihren schönen Zweck vollkommen erreicht. Nicht nur ihr Bruder war frei und einem nützlichen Lebensberufe gewonnen, sondern ihre Vermögensverhältnisse wurden bald durch die Unterstützung des französischen Hofes und Adels der Hauptstadt verbessert, und dadurch die Ruhe ihres Lebens gesichert. Denn das wahre Talent und die reine Tugend üben jederzeit ihren Einfluß auf den Geist und die Güte des edleren Menschen.

Des Vaters vorsorgende Liebe.

Herr von Morgenstern, ein Gutsbesitzer, war der edelste Mensch und beste Vater. Der Himmel hatte ihm nur Einen Sohn geschenkt, dessen Dasein er theuer bezahlte; denn seine Geburt kostete der liebenswürdigen Gattin das Leben. Da er sie verloren hatte, die ihm Alles war, Schutzengel im Mißgeschick und die treueste Begleiterin auf der Bahn seines Lebens, so hatte er nichts, was ihn an das weite Erdenrund fesseln konnte, als das Pfand ihrer Liebe, seinen Sohn Reinhold, in dem er die Liebe des Gatten und jene des Vaters vereinte.

„Lasse mir, gütigster Gott, dieses einzige Gut, das mir mein irdisches Dasein werth macht, gedeihen, und gieß' aus über sein Haupt allen Segen, den Du, deinen unerforschlichen Rathschlüssen nach, Sterblichen spenden kannst! Segne aber vor Allem meine redlichen Bemühungen, daß ich aus ihm einen guten Menschen bilde, der nicht vergebens auf der Welt lebe, und meine alten Tage mit Freuden kröne." So betete der gute Vater täglich zum Himmel, und hatte je Ei-

ner den festen Willen, sein Kind vollkommen glücklich zu machen, so hatte ihn Morgenstern, der es wohl wußte, daß man nie glücklich wird auf der irdischen und ewigen Laufbahn, wenn man nicht früher gut und frommen Sinnes geworden.

Es gibt wohl wenige oder gar keine Väter, welche ihre Söhne nicht über Alles liebten; aber es gibt manche, die ihre Kinder nicht weise lieben. Denn nicht Die lieben ihre Söhne wahrhaft, welche, blind für die Anforderungen der Zukunft, nur dahin streben, die Zeit ihrer Kindheit in einem Freudenrausche verfliegen zu lassen: sondern das ist die wahre, innige Liebe, welche das künftige Ziel des Mannes berücksichtigt, welche sie mit nützlichen Dingen beschäftigt, und, wenn auch mit blutendem Herzen, entbehren lehrt, über sie manche bittere Prüfung verhängt, die vorbereitend für's Leben wirkt, und also nicht nur die Kindheit, als die kurze Blüthe, sondern vorzüglich das Alter der Kraft, als die erfreuliche Erntezeit des Lebens, mit Glück und Freude erfüllt. Aus diesen wenigen weisen Vätern war Morgenstern Einer.

Reinhold's Herz und Geist fand schon in den frühesten Jahren den sorgsamsten Führer in dem Besten der Väter; und es schien, als wollte der Himmel die vielen Opfer desselben mit reichlichem Segen ersetzen; denn Reinhold gedieh zusehends und ward täglich klüger und besser. Er besaß nicht allein ein sehr dankbares und zartes Gemüth, sondern auch einen durchdringenden und viel versprechenden Geist.

Er fand Vergnügen und Freude an den Wissenschaften und machte darin zur angenehmsten Ueberraschung seines Vaters und seiner Lehrer die bewunderungswürdigsten Fortschritte. Dieses erweckte in Aller Herzen die süßesten Hoffnungen von dem so schön erblühenden Jünglinge; und wer ihn nur kannte, pries sein Bestreben, seine Liebe zur ernsteren Bildung und vor Allen sein Gemüth, das so rein war und jedem edleren Eindrucke offen.

Mit inniger Rührung sah ihn sein Vater Almosen an die Armen spenden. Und ob er gleich niemals mit seinem reichlichen Taschengelde auskam, weil er, wo er nur angesprochen ward, gab, und oft reichlicher, als es der Bettler verdiente: so half doch der gütige Vater mit dem freundlichsten Herzen überaus gerne nach, weil er ein unversöhnlicher Feind jener häßlichen Selbstsucht war, die nur immer an sich denkt, und nur dann Gutes thut, wenn sie Gegendienste erwartet.

Unterdessen hatte der sonst so scharfsichtige Vater doch Eines unbeachtet gelassen — eine Untugend Reinhold's, die ihm einst sehr gefährlich werden mußte. Ein gutes und empfängliches Herz, ein Gemüth, das sich von jedem Eindrucke hinreißen läßt und immer eher handelt, bevor der Verstand zu Rathe gezogen wird, mit etwas Leichtsinn und Heftigkeit verbunden, ist allen Verschwendern eigen. So schien auch Reinhold keine Hoffnung von sich zu geben, einst ein ordentlicher Haushalter zu werden. Die Almosen, welche er rücksichts-

los und unbekümmert den Armen gab, hatten in den Augen vernünftiger Menschen nicht jenen vollen Werth, den menschenfreundliche Gaben besitzen, weil sie durch eine leichtsinnige Nichtachtung des Geldes erzeugt wurden. Werke der Liebe aber haben nur dann bleibenden Werth und verdienen Achtung, wenn sie uns Opfer kosten.

Wer Reinhold nur etwas genau beobachtete, konnte bald die traurige Muthmaßung, daß er mit dem Vermögen seines Vaters schlecht haushalten würde, zur festen Ueberzeugung wecken. Man sah ihn wie umgeändert, sobald er sein Taschengeld erhalten hatte. Der sonst so friedliche und häusliche Jüngling hatte keine Ruhe im väterlichen Hause; auf seinem Gesichte las man, daß hundert Plane sein Gehirn durchkreuzten. Dann aber flog er auf die Straße, stürzte in Zuckerbäcker-, Bücher- und Waarenladen, und sah sich mit einem Male von tausend Bedürfnissen umrungen. Dinge wurden zu unmäßigen Preisen angekauft, die er am andern Morgen schon viel zu theuer, dann entbehrlich, endlich ganz unnütz fand; und so ging es denn fort in einem wirbelnden Rausche, bis endlich die Tasche rein und der so viele Unruh' verursachende Plagegeist in andere Hände gewandert war.

Wie nun Reinhold in die oberen Gymnasialclassen kam und die öffentlichen Schulen besuchte, weil sein Vater auf diese mehr Vertrauen als auf den Privatunterricht setzte, da mehrte sich sichtbar die Gelegenheit, Ausgaben zu machen. Er fand bald

gute Freunde, die seinen Beutel in Anspruch nahmen und sein gutes Herz zu benützen verstanden. Sein Ehrgeiz, der, was in der Jugend so häufig geschieht, bald eine falsche Richtung erhielt, und in Dingen, mit welchen keine Ehre errungen und keine verloren werden kann, Befriedigung suchte, ward täglich durch hundert Reize gestachelt. Der gute Vater ward so oft und um so bedeutende Geldsummen angesprochen, daß er endlich stutzte und seinen Sohn darauf aufmerksam machte: „Du gibst viel aus," sprach er, „ich bitte Dich, Dir selbst Rechnung zu legen. Schlechter Umgang mit dem Gelde hat tausend junge Leute in's Verderben gestürzt. Ich wünsche nicht, daß du auf Abwege gerietheſt. Nimm hier, was du begehrt haſt, verantworte aber vor Dir selbst den Gebrauch, welchen du davon machen wirſt."

Solche Ermahnungen machten wohl Eindruck auf ihn und erweckten jedes Mal die trefflichsten Vorsätze. Aber bei diesen blieb es auch und zur edleren That kam es niemals. Sie hatten sogar eine traurige Folge, daß Reinhold nur schüchterner wurde, von seinem Vater Geld zu verlangen, daß er sogar, gerechte Vorwürfe fürchtend, um die Verwendung befragt, dem Besten der Väter hier und da eine Unwahrheit sagte. Die Reize wurden heftiger und wuchsen mit den Jahren, die Bedürfnisse größer, die Sucht nach Geld immer gewaltiger. Dieß brachte ihn bald dazu, bei seinen Freunden zu borgen. „Ich

kann diese Kleinigkeit leicht abzahlen," beruhigte er sich selbst, „mit dem Ersten des Monats bekomm' ich ja Geld in Fülle."

Auf diese Weise machte er die ersten Schulden, welchen bald mehre und größere folgten. Früher berechnete er noch, wie viel er einzunehmen habe, und bemaß darnach die Summen, welche er borgte; allein wenn der Zeitpunct der zu leistenden Zahlung kam, so hatten sich wieder so viele unvorhergesehene und mitunter dringende Bedürfnisse angemeldet, daß er seinen Verpflichtungen nie ganz nachkommen konnte. Dieß stürzte ihn in große Verlegenheiten, sein Ehrgeiz betäubte ihn, er hörte nun auf zu berechnen, und sah sich bald in einer Verwirrung, welche ihm Ruhe und Frieden raubte.

Nun mußte er auf Mittel denken, sich der dringendsten Forderungen zu entledigen. Worauf er zuerst verfiel, dieß war der Verkauf seiner Bücher, unter welchen er schöne und kostbare Werke besaß. Ein Paar gewissenlose Antiquare nahmen sie ihm nach und nach zu den niedrigsten Preisen ab. Es ist ein schändliches Gewerbe, wenn diese gewinnsüchtigen Leute von Kindern und Studenten Alles aufkaufen, was ihnen geboten wird, und verdient strenge gesetzliche Ahndung. Durch sie wird mancher Knabe schon früh zum schlechten Wirthe, zum Betrieger, zum Diebe gebildet. — Bald hatte Reinhold die meisten seiner Bücher verschleudert, und wenn sein Vater um dieses und jenes fragte, so wagte er die Lüge, es verliehen oder verloren zu haben.

So stürzte er sich von einer Verlegenheit in die andere, gerieth von einem Vergehen zum andern. Seine Jahre wuchsen und mit diesen seine Bedürfnisse, sein Hang zur Verschwendung. Er hieß bald der Schuldenmacher Reinhold; sein Credit war verloren und seine Ruhe geopfert. Eine Anzahl von Gläubigern umringte ihn, und da er sie nicht befriedigen konnte, so wandten sie sich an seinen Vater. Dieser tilgte freilich Alles, aber er machte auch dem unbesonnenen Sohne die ernstlichsten Vorstellungen. Da weinte denn Reinhold und sprach: „Ach, ich fühle es wohl selbst, wie unrecht ich thue; ich fühl' es, daß ich mich um das Glück meines Lebens bringe, denn die Ruhe meiner Seele ist dahin. Ich schwöre es Ihnen, Vater, von nun an, klüger zu werden. Dann entgegnete ihm der ehrwürdige Greis: „„Ich wünsche dieß um deinetwillen, mein Kind; denn es gibt keine Verirrung, sogar kein Verbrechen, wozu uns schlechte Verwendung des Geldes nicht führen könnte. Aus den Abgründen des Lasters und aus den Tiefen der Kerker herauf, von den Schandbühnen und Hochgerichten herab, wird dir, wenn du forschest, die schauerliche Gewißheit werden, daß schlechter Haushalt und tolle Verschwendung der erste Schritt zu jenem schrecklichen Ziele gewesen. Sind dir die letzten Tage deines Vaters theuer, so beherzige dieß, mein Sohn! Ich werde nicht lange mehr leben,

und ich wünsche es so sehr, dich glücklich zu sehen!"" — Welch einen tiefen Eindruck machten diese Worte aus dem Munde des edlen Greises auf den verirrten Sohn! Er schwur im Geheimen die heiligsten Eide, von nun an jede Gelegenheit, mehr auszugeben, als in seinen Kräften stand, ängstlich zu meiden, und nie mehr das theure, ergraute Haupt des Besten der Väter mit Kummer und Schande zu bedecken. Und es schien auch, als ob er diesem ernstlichen Vorsatze für die ganze Zeit seines Lebens treu bleiben würde.

Allein der Himmel gönnte dem Greise die Wonne, seinen Sohn auf dem Pfade der Besserung wandeln zu sehen, nicht lange mehr. Plötzlich ward er vom Schlage gerührt und in wenigen Minuten war er verschieden. Eine kleine Lustreise, welche Reinhold gemacht hatte, ersparte ihm die herzzerreißende Scene, seinen Vater auf der Bahre des Todes liegen zu sehen. Als er von dem ihm nachgesandten Eilboten eingeholt und zurückgekommen war, hatte man eben den Edelsten unter allgemeiner Theilnahme zu Grabe getragen. Reinhold besaß ein zu gutes Herz und liebte den Urheber seiner Tage zu kindlich und innig, um seinen Verlust nicht aufrichtig und aus dem Innersten seiner Seele zu beweinen.

Morgenstern hatte schon seit zwei Jahren seinen letzten Willen bei der Landesstelle niedergelegt. Gerichtspersonen überbrachten denselben seinem Sohne und eröffneten ihn in seiner Gegenwart. Außer einigen Legaten an treue und bewährte Diener war Rein-

hold Universalerbe seines Vermögens. Der letzte Punct seines Testamentes lautete so: „Ich trage meinem Sohne Reinhold auf, das versiegelte Packet, welches er in einem wohlverwahrten Fache meines Schreibtisches finden und an der Aufschrift: „dem würdigen Priester und meinem geehrten Freunde, Olmers, zur Aufbewahrung einzuhändigen, bis er es für gut findet, meinem Sohne den Inhalt mitzutheilen," leicht erkennen wird, sogleich nach meinem Tode und unerbrochen in die Hände Desjenigen, dem es die Adresse einstweilen bestimmte, zu übergeben. Er vergesse nie meine Lehren, nie meine Liebe. Dann wird ihn Gott eben so segnen, wie ich ihn mit väterlichem Herzen liebte und segne."

Reinhold küßte das theure Blatt, das seines Vaters Handschrift enthielt. Er ging mit den Gerichtspersonen in das Schreibezimmer seines Vaters, suchte nach dem beschriebenen Packete und fand es sogleich. In demselben Augenblicke trat Olmers, welcher von der Ankunft der Gerichtscommissäre Nachricht erhalten hatte, herein. Reinhold umarmte ihn, und gab es mit Thränen, die dem Andenken des besten Vaters flossen, und mit Achtung und Ehrerbietung, die er stets für den würdigen Priester gehegt hatte, in die Hände desselben. „Ich weiß um die Sache," versetzte Olmers voll Ruhe und Seelengüte, „Ihr seliger Herr Vater hatte mir seinen Willen auf das Bestimmteste kund gemacht. Ich habe in seine Hände

geschworen, denselben genau zu erfüllen.“

„„Dessen, ehrwürdiger Olmers, bin ich gewiß,““ sprach Reinhold. „„Sie wissen es ja, daß ich Ihnen seit meinen frühesten Jahren zugethan bin, nicht nur allein, weil Sie stets meines Vaters treuester Freund waren, sondern weil Sie es oft genug bewiesen, wie redlich Sie's mit mir meinen.““ — „Ich schätze Ihr gutes Herz,“ entgegnete Olmers, „Sie sind seit drei Monaten mündig und deßhalb Herr alles dessen, was Ihr Vater hinterlassen. Zu welcher Zeit ich Ihnen den Inhalt dieses Packetes, der mir wohl bekannt ist, mittheile, ist noch sehr ungewiß und hängt von Ihnen allein ab.“ — „„Wie, ehrwürdiger Herr, von mir? O sprechen Sie doch! Entdecken Sie mir, welche Wünsche mein Vater noch hegt! Sie werden mich zu jedem Opfer bereit und nie Ihres Vertrauens unwürdig finden!““ — Darauf antwortete ihm der Geistliche mit Würde und Ernst: „Jetzt, Herr von Morgenstern! wäre es ganz gegen meinen Eid und meine Pflicht. Fragen Sie mich nie mehr; denn ich werde Ihnen nie eher antworten, als bis die festgesetzte Zeit kommt. Seien Sie aber ruhig, diese Zeit liegt ganz in Ihrer Gewalt, und ich hoffe, sie werde früher kommen, als ich vor Kurzem noch dachte. Auch in dem Falle, daß ein gäher Tod mich hinraffen würde, sind deßhalb Verfügungen getroffen.“ — „„So will ich denn,““ sprach Reinhold, „„durch meine unbedingte Unterwerfung und Geduld

den ersten Beweis geben, wie theuer mir das Andenken des besten Vaters sei. — Meine Herren, ich danke Ihnen!"" — Hiermit entfernten sich die Gerichtspersonen, und als Olmers auch zu scheiden im Begriffe stand, so eilte ihm Reinhold noch nach, umarmte ihn innigst unter einem Strome von Thränen: ""Edler, uneigennütziger Freund meines Vaters! bleiben Sie auch der Meinige! Leiten Sie meine Jugend und üben Sie fortan die Rechte desjenigen über mich aus, dessen heiliges Andenken in meiner dankbaren Seele nimmer erlöschen wird!"" So sprach er noch und begab sich dann in sein Gemach zurück, sich selbst und seinem Schmerz überlassen.

Reinhold war so angeriffen von dem großen Verluste, den er erlitten hatte, daß er die erste Zeit seines Kummers an nichts weniger als an das Vermögen dachte, welches ihm zu Theil geworden war. Die Ermahnungen seiner Freunde brachten ihn endlich dazu, darüber Rath zu halten. Bei einer genauen Untersuchung erwies sich zum Befremden Aller, welche den alten Morgenstern für überreich gehalten hatten, daß außer seinem Gute, das schuldenfrei an den Erben überging, sehr wenig baares Vermögen vorhanden war. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen. Reinhold aber war mit dem, was er besaß, mehr als zufrieden, und konnte es leicht sein; denn bei vernünftigem Haushalte ließ sich mit den

Einkünften seiner Besitzung ein anständiges und angesehenes Haus machen.

Der neue Gutsherr bewies, daß es ihm mit seinem Versprechen Ernst gewesen sei. Er war sparsam, ohne geizig zu sein, und haushälterisch, ohne dem Stande, welchem er angehörte, etwas zu vergeben. Reinhold war viel in Olmers, seines väterlichen Freundes, Gesellschaft und gewann ihn von Tag zu Tag lieber.

Der Sommer und Herbst war indessen vorübergegangen. Reinhold beschloß, den Winter in der Residenz zuzubringen, wo er Verwandte und Freunde hatte. Olmers, dem er seinen Entschluß mittheilte, schien darüber keine besondere Freude zu haben; er war so offen, ihm zu gestehen, daß er für seine Jugend und Unerfahrenheit fürchte: „„Sie sollen sich irren, ehrwürdiger Freund,““ entgegnete Jener, „„ich will Ihnen beweisen, daß Sie mich weniger fest in meinen Grundsätzen glauben, als ich es wirklich bin. — Ich reise.““

Und so geschah es denn auch. Reinhold war ein feiner junger Mann, dem es weder an einem angenehmen Aeußern, noch an wissenschaftlicher Bildung fehlte. Er brachte nicht das gewöhnliche steife und gezwungene Wesen mit sich, wodurch sich sonst Landjunker lächerlich machen; er war daher nicht nur an vielen Orten gern gesehen, sondern wurde auch im Kurzen von vielen bekannten und unbekannten Freunden gesucht. Reinhold war bald als vermögend be-

kannt, und nebst andern guten Eigenschaften ist diese gewiß eine, welche Herzen und Thüren öffnet.

Das lebhafte Treiben in der Hauptstadt, der Schwall der Lustbarkeiten und Unterhaltungen, der tausendfältige Reiz, welcher ihm lockend entgegenstrahlte, ließ ihn nie zu sich selbst kommen. Als er wenige Tage nach seiner Ankunft das Theater besuchte, sah er, bevor noch die Vorstellung begann, einen schön gekleideten, aber sonst blaß und kränklich aussehenden jungen Mann, der ihn fixirte und zu erkennen schien. Ihm ging es eben so. Endlich lagen sich Beide in den Armen. „Sind Sie es, Baron Linkolm?“ — „„Sie, Herr von Morgenstern!““ So rief Einer den Andern an. Beide waren einst Schulfreunde gewesen und erst seit drei Jahren von einander getrennt. Linkolm hatte unterdessen in der Residenz alle Schulen mitgemacht und stand in moralischer Hinsicht eben nicht in dem vortheilhaftesten Rufe.

Beide verließen vereint das Theater, und es war in wenigen Stunden beschlossen, daß sie, so lange sich Morgenstern in der Stadt aufhalten könne, sich nie trennen würden. Reinhold fand auch an dem lebenslustigen jungen Manne bald mehr Reiz als an seinen andern Bekannten, die kälter und besonnener waren. Junge Leute müssen in nichts vorsichtiger zu Werke gehen, als in der Wahl ihrer Gesellschafter und Freunde; denn Niemand nimmt so leicht alle Eindrücke an, als die Jugend, und der kürzeste Um-

gang mit Menschen ohne Sitten und Charakter kann hinreichen zum Verderben des edelsten Jünglings.

Reinhold unterlag im Kurzen. Die verschiedenen Lebensgenüsse, mit welchen ihn Linkolm bekannt machte, nahmen ihm bald jene Ruhe des Gemüthes, welche ihn so sehr auszeichnete und eben so glücklich machte. Ohne daß er es selbst merkte, war er seinen Vorsätzen untreu geworden. Er suchte die Gewissensbisse im Strudel des Vergnügens zum Schweigen zu bringen, und zum Theile gelang es ihm auch, denn er betäubte dasselbe.

Endlich mahnte ihn seine hingeschwundene Baarschaft, mit welcher er die ganze Zeit seines Aufenthalts in der Residenz bestreiten wollte, daß er von den Grundsätzen, die er vor einem Jahre so heilig beschworen hatte, sehr abgewichen und der Lehre seines Vaters ungetreu geworden sei. Dieß machte ihn tiefsinnig und nachdenkend. Lange konnte er diesen Schmerz nicht allein tragen. Er vertraute ihn seinem Freunde und bat ihn um Rath und Trost. „„Thor!““ erwiederte Linkolm, „„wie kann dich solch eine Kleinigkeit trüben? Fürwahr, du bist zu klug, um dich von den Grundsätzen lebenssatter Greise tyranniſiren zu lassen. Man lebt, um zu genießen. — Sei ruhig, Morgenstern, dieses Jahr wird fruchtbar; Dein Gut ist schuldenfrei — ich will Dir Geld darauf verschaffen, so viel du bedarfst.““

Dieser Rath fand vielen und heftigen Widerstand. Er ward am ersten Tag unwillig verworfen, am zweiten noch einmal in Anregung gebracht, und

am dritten endlich angenommen. In wenigen Stunden brachte Linkolm eine bedeutende Summe Geldes, welche den dritten Theil des Werthes der ganzen Besitzung ausmachte. „Was fällt dir ein!“ rief Morgenstern, „eine so große Summe — ich bedarf ihrer nicht. Tausend Gulden sind das Höchste, was ich aufnehme.“ — „„Ei, du beweisest,““ erwiederte lächelnd sein nichtswürdiger Freund, „„daß du die Oeconomie nur im Kleinen verstehest. Unter dieser Summe, welche die Geringste ist, die ich auftreiben konnte, bekomme ich nirgends Geld; denn die Interessen würden ja kaum das Eintragen in's Schuldenbuch lohnen!““ — Noch weigerte sich Reinhold; aber er war schon zu weit von seinen bessern Vorsätzen gewichen, um mit Festigkeit widerstehen zu können. Der erste Schritt zu seinem Verderben war gethan.

Es bedurfte nur noch eines Einzigen, um dasselbe auf das schnellste herbeizuführen. Linkolm, der nun seines Freundes, dessen Herz von dem seinigen doch weit verschieden war, müde wurde, suchte sich Seiner zu entledigen, früher aber von ihm noch so Vieles zu gewinnen, als möglich war. Er verband sich mit einigen falschen Spielern, welche ein großes Haus machten. Bei diesen führte er Morgenstern ein.

Beide wurden zu einem großen Gastmale, welches diese Herren gaben, geladen. Nachdem einige Stunden geschwelgt worden war, begab man sich in ein Nebenzimmer und fing eines der verbotenen Hazardspiele an. — Morgenstern, welcher

kein Freund vom Spiele war, setzte sich, nur vom falschen Ehrgefühle bewogen, zum Tische. Er wagte nur kleine Sätze auf seine Karten, aber das Glück war ihm günstig. Er gewann; und so oft er eine Karte berührte, so lächelte Fortuna ihm freundlich. Es ging wohl eine Stunde so fort, und hundert Ducaten lagen vor ihm als reiner Gewinn. Der Banquier machte ein betrübtes Gesicht. Linkolm pries das Glück seines Freundes; die Anwesenden staunten und prophezeiten ihm Reichthum und Indiens Schätze. Endlich rief der Banquier: „„Es ist für heute der letzte Zug. Va banque!““ Morgenstern, vom Gewinne erhitzt, theils um zu beweisen, daß er sein Glück gern wieder abtrete, wenn es das Schicksal so wollte, setzte seine hundert Ducaten. Die Karte ward aufgeschlagen. Der Bankhälter warf sie vor sich unwillig hin; denn der neue Gast hatte wieder gewonnen. Nun aber nahm Alles eine fröhliche Miene an, und Morgenstern begab sich, von Glückwünschen und Scherzreden seiner Freunde begleitet, mit einem feinen Säckchen Gold ganz heiter nach Hause.

Nichts läßt sich schneller erringen, als der Geschmack am Spiele, und besonders dann, wenn beim ersten Versuche das Glück günstig gewesen. Linkolm schwätzte seinem irregeführten Freunde überdieß so viel vor, zählte ihm hundert Beispiele von überreichen Männern, die ihr Glück dem Spiele allein verdankten, an den Fingern her; reizte seinen Ehrgeiz, indem er ihm vorstellte, daß er nun

nach einem solchen Gewinn, ohne seine Ehre Preis zu geben, wenigstens noch ein Spiel mitmachen müßte, und wandte überdieß noch tausend andere Künste an, um das Opfer seiner teuflischen Verführung schnell in das Garn des Verderbens zu locken. Am nächsten Tage waren Sie wieder geladen, und Beide erschienen.

Wer erräth nicht, daß man den verblendeten Reinhold am ersten Tage nur deßhalb gewinnen ließ, um ihn zum wüsten Spieler zu bilden! Der Anfang des zweiten war nicht mehr so günstig. Er verlor und verlor wieder. Bald war Alles hin, was er am ersten gewonnen hatte. Nun wurde Reinhold von seinem Verluste erhitzt. Ein Schwindel bemächtigte sich seiner Sinne. Er setzte noch eine große Summe — die Karte schlug wieder um, und sieh da, er verlor abermals. Reinhold sprang auf. „Meine Herren!" rief er, „ich bin außer Stande, das Spiel fortzusetzen; denn was ich zu dem Tische am Gelde mitbrachte, ist verloren." — „„Herr von Morgenstern! Ihr Wort genügt jeder Summe! sprach der Bankhälter, „„lassen Sie sich nicht hindern, dasjenige, was Sie vorloren haben, wieder zurück zu gewinnen; denn das lose Glück lächelt immer Jenen zu Ende des Spieles, die es beim Beginne vernachlässigt hatte!"" — „Spiele zu!" rief ihm Linkolm in's Ohr, „deine Ehre ist sonst mit dem Gelde verloren! Ich bin gewiß, du sprengst noch die Bank." „„So sei es denn also!"" sprach Reinhold entschlossen, „„Alles zu gewinnen, und

wäre auch Alles verloren.““ Eine Summe größer, als die andere rief er auf die Karten aus und noch immer zürnte das Glück. Da er denn nun über den großen Verlust außer sich war und eben das letzte Spiel angekündigt wurde, so schrie er wild auf. „Mein Gut für diesen Zug; hundert tausend Gulden im Werthe!“ — „„Ich nehme den Satz dafür an,““ entgegnete der Bankhälter kalt. Alle Mitspielenden erhoben sich. Kein Laut ertönte in der dumpfen Luft des Zimmers. Reinhold steht blaß, wie ein mit dem Tode Ringender da; Angst, Verzweiflung und Wuth zucken in seinem Gesichte, sichtbar zittern die Knie, convulsivisch bewegen sich die Finger seiner Hände, und starr, wie Augen des Basilisken, fällt sein Blick auf den Goldhaufen hin, der auf dem Tische durch das Beben seiner Hand, die sich darauf krampfhaft stützte, zu wackeln anfing. Der Spieltisch, die Anwesenden, das ganze Zimmer drehte sich mit ihm in einem Kreise herum. Endlich wird die Karte gezogen. Sie wird aufgeschlagen. Morgenstern erkennt sie nicht mehr, so düster ist sein Blick. „Ich bedaure — verloren!“ ruft der Bankhälter. „„Verloren!““ rufen die Genossen. Der Unglückliche stürzt ohnmächtig zu Boden.

Reinhold erwachte erst nach mehren Stunden aus seiner Betäubung. Er befand sich in seinem Zimmer. Sein ganzer Körper badete sich in einem Fieberschweiße. Noch hielt er Alles für einen bösen

Traum; da brachte ihm sein Diener ein Schreiben. Es war von Linkolm. Zitternd las der Unglückliche:

„„Lieber Morgenstern! Du hast Dir mit deinem heutigen Benehmen so sehr geschadet, daß Du Dich für eine längere Zeit der höhern Welt entziehen mußt. Wie kann man sich aber auch durch Verlust im Spiele so ganz aus der Contenance bringen lassen! Der Marquis von S** trug mir auf, dich zu benachrichtigen, daß er Uebermorgen dein Gut in Besitz nehmen werde. Es ist mir Leid, daß durch deine Schuld Alles so gekommen ist. Mir wirst Du es aber nicht übel nehmen, wenn ich von nun an Deine Gesellschaft meide.

Dein aufrichtiger Linkolm.

Reinhold war außer sich. Er zerriß dieses Schreiben eines nichtswürdigen Menschen in tausend Stücke und trat mit den Füßen darauf; er sah nun, aber leider zu spät, ein, daß er das Opfer eines schändlichen Betruges und einer eben so schändlichen Verführung sei. Jedoch Zorn und Abscheu machten die Verirrungen, in die er gefallen, und die Fehler, welche er begangen, nicht ungeschehen. Sobald sein besseres Gefühl die Regungen der Wuth und des Hasses unterdrückt hatte, so öffnete sich sein Herz der bittersten Reue. Heiße Thränen entstürzten seinen Wangen und eine tiefe Wehmuth bemächtigte sich seiner Seele. Er warf sich auf sein Lager und blieb trostlos, bis er sich endlich an den wandte, von dem wir immer Tröstung erhalten, wenn wir sie zu suchen verstehen. Er flehte auf zu dem Allgü-

tigen: „Sieh, mein Vater im Himmel, den Sünder vor Dir. Meineidig und eidbrüchig, aber reuevoll und auf Deine Barmherzigkeit hoffend, nah' ich mich Dir. Nicht die verlornen irdischen Güter beklag' ich mehr — den verlornen Segen des Besten der Väter, Deine verlorne Gnade, Allgütiger — diese beklag' ich. Du hast mich schwer geprüft und ich bin tief in der Prüfung gefallen. Aber Du kannst mich wieder aufrichten; und dieses, o Vater, hoff' ich von Dir!"

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn die ganze lange Nacht und gaben ihm sichtbaren Trost. Es durchzuckte ihn wie ein Blitz der Gedanke: „Olmers — zu ihm!" — Und so verließ er denn ziemlich ruhig mit einbrechendem Tage sein Lager, nahm Pferde und eilte jener Besitzung zu, die Eigenthum seiner Ahnen, seines Vaters gewesen, und die er im frevelhaften Wahnsinn für immer verloren.

Je näher er derselben kam, desto unruhiger ward er wieder. — Die Gewalt der Vorwürfe, welche er sich selbst machte, wuchs mit jeder Minute, ein centnerschwerer Stein lag auf seiner Brust, und als er seiner Väter Schloß, in dem er geboren und erzogen wurde, von Weitem erblickte, da verließ ihn alle Fassung und Kraft. Starr waren seine Augen und ohne eine Thräne, seinen Schmerz zu erleichtern; das Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen; der Athem stockte. — Der Postillon

wandte sich um und fragte: „„In's Schloß? gnädiger Herr!““ — „Nein, nein,“ stöhnte er ängstlich, von Fieberkälte durchschauert; „in den Pfarrhof, zu Olmers!“ Langsam rollte der Wagen über den schlecht gepflasterten Hof der Pfarre. Er hielt still. Man hob den Unglücklichen aus demselben heraus. Mit zitternden Knien und gebrochenem Herzen schwankte er die Treppe hinauf.

Dem Eintretenden eilte Olmers in freundlicher Ueberraschung entgegen; er blieb aber schreckenvoll stehen, als er ihn näher gewahrte. Das war nicht mehr der blühende Reinhold, der junge Mann in der Fülle seiner Gesundheit; — er glich einem früh gereiften Greise, welchen Gemüthskrankheit und Schwäche darnieder gedrückt.

„Sie sehen, ehrwürdiger Freund! den unglücklichsten, aber auch reuevollsten Menschen vor sich,“ sprach Reinhold mit zitternder Stimme; „Ihre und meines Vaters wohlgemeinten Ermahnungen habe ich leichtsinnig vergessen, meine heiligen Eide gebrochen. Für immer bin ich elend, für immer gebrandmarkt. Sie wähnen den Besitzer dieses Ortes, dessen Seelsorge Ihnen anvertraut ist, vor sich zu sehen — nein, hochwürdiger Herr; ich bin nicht mehr, als der ärmste und niedrigste Bettler. Freventlich habe ich mein Erbe verspielt, indem ich eben

so vermessen meine Ehre, meine Pflicht und meine Eide vergaß!"

Nun erzählte Reinhold dem Erstaunten den Hergang der unglückseligen Begebenheit. Er verschwieg ihm nichts, und häufige Thränen der bittersten Reue flossen von seinen Wangen herab. „Traurig ist es," sprach er, „daß die besten Lehren im Leben gewöhnlich zu spät kommen. Wie wollte ich diese Erfahrung benützen, wenn ich es noch könnte. So bleibt mir aber nichts übrig, als meine Gewissensqual und meine Reue."

Bei dieser Schlußrede verklärte sich das Gesicht des würdigen Priesters durch Freude. „„Ja, ich sehe, daß Sie Ihre Verirrung aufrichtig bereuen. Sie haben eine theure Lehre erhalten, wenn Sie aber diese durch Ihr ganzes Leben befolgen, so ist sie für Sie, junger Freund, noch immer wohlfeil erkauft. Der Allmächtige verläßt selbst seine verirrten Söhne nicht. Sinken Sie auf Ihre Knie und danken Sie Ihm; denn seine allwaltende Vorsicht hat Sie durch den Besten der Väter vom Verderben gerettet! Es ist nun an der Zeit, daß ich Ihnen das versiegelte Packet zurückstelle, welches der letzte Wille Ihres Vaters mir zur Aufbewahrung bestimmte.""

Der würdige Geistliche öffnete seinen Schrank und nahm es heraus. Wie ein Verurtheilter, der das Wort: „Gnade!" hört und doch nicht faßt, von wem er's bekommen und wie er's erhalten,

also stand zweifelnd und hoffend, fürchtend und zagend Reinhold vor ihm.

„Hier ist es: Oeffnen Sie's, junger Mann! Sie finden darin den doppelten Werth Ihres Gutes in Staatsobligationen, die Ihr Vater, der von Ihrem Leichtsinne und dem wenigen Haushaltungsgeiste, welchen Sie schon in früheren Jahren bewiesen, mit scharfsichtigem Blick einen ähnlichen Erfolg, wie wir ihn nun erlebt haben, befürchtet hatte, zu Ihrer Rettung von mir bewahren ließ. Er starb dreimal reicher, als sie es wußten. Ich glaube nun sicher rechnen zu dürfen; daß Sie durch Ihr künftiges Leben dieser väterlichen Vorsicht sich werth zeigen werden. Nun aber lassen Sie uns Beide Gott danken, der Alles zum Besten der Seinigen lenkt!"

Sie sanken Beide nieder vor dem Kreuze des Erlösers. Reinholds Seele war aufgelöst in Freude und Wehmuth, in Andacht und Reue.

Kaum hatten Sie ihr Gebet vollendet, so wurden sie durch einen Besuch gestört, dessen sie sich so früh nicht versehen hätten. Baron Linkolm und Marquis S** waren dem Unglücklichen nachgereiset, um den Antritt des verlornen Gutes zu erwirken und ihn an allfälligen Gegenschritten zu verhindern. Sie erfuhren, daß er im Pfarrhause abgestiegen sei, und hatten die Kühnheit, ihn dort aufzusuchen.

Mit Abscheu erblickte sie Reinhold. Der Pfarrer klingelte. Er sagte seinen Diener einige Worte in's Ohr, der sich wieder entfernte. Dann sah er die Beiden scharf und fest an, und redete sie nach

längern Schweigen so an: „„Meine Herren! ich weiß, warum Sie gekommen. Herr von Morgenstern hat an Sie dieses Gut, oder Einhundert tausend Gulden verspielt. Morgenstern! befriedigen Sie diese Herren!““

Reinhold zählte die Hälfte des Inhaltes jenes Packetes ab. Die Spieler waren außer sich vor Erstaunen. Sie hatten weder diese Willfährigkeit, noch so viel des Geldes erwartet. Mit unbeschreiblicher Verwirrung und einer süßlichen Miene ergriff der Marquis die ihm dargereichte Summe und stammelte nach einer Entschuldigung.

„„Stille!““ sprach der Priester mit Würde und feierlichem Nachdruck, „„stille, ehrvergessene, nichtswürdige Menschen.““ Er klingelte abermal; sein Diener trat mit Wache herein. „„Bemächtigt euch im Namen des Gerichtes dieser Männer. — Ihr bürget mir, daß nicht das Geringste von der Summe, die sie mit sich führen, entkomme. Es sind falsche Spieler, die den Gesetzen des besten Landes, und den Befehlen des gütigsten Fürsten hohnlächeln, welche die unbesonnene Jugend verderben — die Pest und Schmach unsers Landes. Führt sie wohl verwahrt zurück nach der Residenz. Herr von Morgenstern und ich werden folgen. Der Minister der öffentlichen Sicherheit und der Polizei wird über sie entscheiden.““

Und wie es der würdige Priester angeordnet, also geschah es. In einem Lande, das von gerechten

Fürsten regiert wird, darf die Unschuld ihrer Rettung vertrauen. Lange waren Linkolm und seine Genossen als falsche Spieler verdächtig; es hatte bis jetzt an Beweisen gemangelt. Ihre Schuld an unerlaubtem Spiele bewies sogleich die Annahme des gewonnenen Geldes aus den Händen des Verführten. Sie bekannten, und entgingen der verdienten Strafe nicht. Reinhold erhielt seinen Verlust durch richterlichen Spruch wieder; aber man verwies ihm zugleich seinen Leichtsinn und die Unbesonnenheit, mit der er sich in ein Spiel eingelassen hatte, von dem er doch wußte, daß die Gesetze des Landes zum Besten des Volkes es verbieten. Da nahm denn Reinhold, der wohl selbst fühlte, daß auf ihn eine schwere Schuld laste, die Hälfte jener Summe, die er zurück erhalten, und gab sie dem Minister mit der geziemenden Bitte, sie unter die Unglücklichsten und Dürftigsten des Landes vertheilen zu wollen.

Reinhold gerieth von nun an nicht mehr in Versuchung, des geleisteten Eides zu vergessen. Er war der weiseste Hausvater und machte von seinem Vermögen zu seinem und der Menschheit Wohle den besten Gebrauch. Er heirathete ein biederes, deutsches Fräulein, mit dem er als ein glücklicher und allgemein geachteter Bürger des Staates die schönsten Tage verlebte. — Nie aber vergaß er seinen zweiten Vater, den ehrwürdigen Olmers. Und als derselbe so alt und schwach wurde, daß er das Licht seiner Augen beinahe gänz-

lich verlor, da nahm ihn Reinhold zu sich in das Schloß und wartete seiner, wie ein Sohn. „Es ist billig," sagte er dann, „daß ich den in der Blindheit des Lebens leite und tröste, der mich in der Blindheit der Seele geleitet zum Guten und getröstet durch Worte und Thaten!"

*

Und so gibt es denn auch Manche, die, wie Reinhold, das Vermögen ihrer Väter in mancher Verirrung verloren. Für sie hatte ihr Vater wohl nicht so weise gesorgt, und bei den Meisten konnt' er's auch nicht. Sie finden zufällig keinen Schatz, der ihnen wieder brächte, was ihr Leichtsinn verworfen. Aber jener größere und noch gütigere Vater oben hat ihnen ein Vermächtniß gelassen, das neu erworben kann, was die Stunden der Verirrung verloren — einen guten Kopf, rüstige Hände, Liebe zur Arbeit. Dieses sind Schätze, welche kein Dieb stiehlt und kein Ungefähr raubt!

Die einzig mögliche Cur.

Wer kannte den alten Guldenlieb nicht! Doch keine Verdienste, noch sein Reichthum, sondern der schmutzigste Geiz haben seinen Namen zu so ausgebreitetem Rufe gebracht. Und fürwahr, was man in tausend Anekdoten von verschiedenen Geizkrägen lies't, — auf Guldenlieb allein hätten sie alle gepaßt! Er ist habsüchtig und schmutzig, lieblos und hart, schlau und unbarmherzig, wie aus den Harpagen Keiner. Sein dürrer- und gekrümmter Leib, sein schielendes und blitzendes Auge, die zwei langen Hauer aus dem fletschenden Munde, die knochigen, über Gebühr gezogenen und stets beweglichen Finger, das sichtbar lauschende Ohr, der unruhige Gang, das halb barsche, halb demüthig ängstliche Wesen und dann der schmutzigste Kittel, welcher gewiß schon zwanzig Jahre hindurch unter manchen Gestalten Dienste geleistet: — dieß Alles verräth die häßliche Seelenkrankheit des Verächtlichen schon, wenn du ihm von der Ferne begegnest. Und leitet dich Zufall oder Neugier in seine Wohnung hinein — welch einen Anblick hast du dir in dieser irdischen Hölle verschafft! Ein ausgehungerter verzweifelnder Diener, von Elend und

Noth auf diesem schrecklichen Posten zu harren gezwungen, der zugleich Schreiber und Schließer, Koch und Küchenmagd ist, kommt dir, vom Keuchhusten befallen, glotzend entgegen; er muß genau wissen, wer du bist, und was du suchst; denn wenn du vielleicht gar seines Herrn Mitleid in Anspruch zu nehmen gesonnen sein könntest, — um seinen elenden Dienst wär's geschehen! — Kommst du nun vor den kargen Gebieter selbst, weh' dir, wenn Guldenlieb nicht einen kleinen Vortheil irgendwo wittert! Er geizt um die Luft, die du in seinem Loche geathmet, und ihm schauert die Haut bei dem Gedanken, daß du den Stuhl, auf den er dich in der ersten Verblüffung niedersetzen geheißen, und den Boden, welchen deine Schuhe getreten, ohne Ersatz ihm abgenützt hast.

Scheinen dir solche Gemälde Uebertreibung? Blick' um dich; der Guldenliebe wirst du noch Hunderte finden! wenn auch nicht so schmutzig im Aeußern, sind sie's im Innern noch mehr. Inmitten seidenüberzogener Wände und an Mahagoni-Tischen, bei vollgefüllten Geldkisten und im glänzenden Prachtwagen, hockt oft der hungernde Geiz. Er allein kann sich in alle Stände und in alle Gestalten verstecken. Doch darin sind sich die Geizigen alle gleich: — sie behandeln den Nächsten rücksichtslos als reines Mittel zum Zweck. Und in dieser Kunst war Guldenlieb Meister gewesen. Er hatte sich von seinem zusammengescharrten Gelde ein ländliches Gut erkauft, wo er den

Landmann, so viel er nur konnte, drückte und preßte. Man erzählt, daß, als einmal das Gerücht ging, ein Reisender sei in der Absicht, diese Besitzung zu kaufen, in jene Gegend gekommen, die sämmtlichen Bewohner in geordneter Prozession zu dem Gasthof, in dem dieser abstieg, gezogen, und ihn mit Thränen beschworen haben, ein Stückchen Geld ja nicht anzusehen, um sie von ihrem, mit dem bösen Geiste verbundenen Gutsherrn ledig zu machen.

Diesen Guldenlieb kannte ich in frühern Jahren genau; denn es steht nicht immer in unserer Gewalt, Menschen, mit denen wir gern außer aller Berührung blieben, ferne zu halten. Ja, widrige Verhältnisse hatten ihn sogar näher, als mir lieb sein konnte, an mich gezogen; so daß ich ihm, recht gegen meinen Willen, einige Dienste, von denen er großen Vortheil gezogen, erweisen mußte. Nach der Hand pries ich diesen Zufall, denn von diesem Augenblick an wich er mir sorgfältig aus, voll thörichter Furcht, mir entgegen etwas gewähren zu sollen.

So waren mehre Jahre verflossen, ohne daß ich von dem Geizigen Kunde erhalten; denn er zog sich zum Ende ganz aus der Stadt und lebte karg und wuchernd Sommer und Winter auf dem Lande. Vor wenigen Wochen ward ich jedoch plötzlich an ihn wieder erinnert. Auf einer kleinen Reise hatte nämlich ein gebrochenes Rad meines Wagens mich gezwungen, in der Herberge eines recht niedlichen Dorfes zu weilen. Ich erstaunte nicht wenig, als ich, nach gemachter Frage um den Namen des Ortes, mich

mitten in Guldenlieb's Besitzungen sah. Doch wer malt meine Verwunderung, als ich von dem Wirthe, da ich Guldenlieb nannte, denselben als den uneigennützigsten und besten Gebieter schildern hörte. Der Wirth und die anwesenden Landleute in der Herberge riefen mit Liebe und Achtung: „Wir verdanken Ihm viel; das neue Schulhaus, welches Sie gesehen haben dürften, hat er auf seine Kosten erbauet; ein kleines Armenhaus für Sieche und Kranke errichtet er eben; und für dieses Jahr, da uns der Hagel und der nasse Sommer die Ernte verdorben, hat er den Zehnten und Frohndienst erlassen. Gott segne den alten Herrn! wir lieben einen Vater in Ihm!"

So ungefähr hörte ich die Landleute sprechen. Ich rieb mir die Stirn, ob ich nicht träume. „Dieser schmutzige Geizhals," dachte ich, „und jene ungeheuchelten Worte der Anhänglichkeit und Liebe? wie ist das möglich? — doch dieses Erstaunen sollte gesteigert werden. Mein Kutscher hatte im Dorfe meinen Namen genannt. Ich sitze nicht lange in der Herberge, als ein alter Herr in freundlicher Hast herein und auf mich losstürzt. „Herr Sigismund," ruft er, „lieber Herr Sigismund! sein Sie willkommen! Kennen Sie Ihren Schuldner Guldenlieb nicht? Wie froh bin ich, daß ich Sie habe! Vor drei Wochen kommen Sie

nicht über das Gebiet Ihres Freundes!" Ich mache ein dummes Gesicht und starre den Mann an. — ""Nein, das ist Herr Guldenlieb nicht! — diese gutmüthigen Züge, dieser milde Blick freundlicher Augen, das Ungekünstelte, Heitere in seinem Benehmen? — und doch, wenn ich ihn näher ansehe, — er ist es, aber verjüngt und verschönert; — soll ich an Wunder glauben?""

Nach einigem Wortwechsel, der von meiner Seite gezwungener und steifer war, als es die gutmüthige Einladung des Alten verdiente, packt er mich am Arme fest, zerrt mich, freundlich grollend, nach sich; — ich soll nach seinem Schlosse mit ihm; das Mittagessen harre dort unser, und für heute und wenigstens acht Tage soll ich sein Gast bleiben; er poltert, er dringt auf mich ein, daß ich keinen Widerspruch wage.

Doch mit geheimer Sehnsucht schiele ich dem, am Spieße des Wirthes bratenden Huhne nach, das ich mir zum Mittagessen bestellt, und denke mit leiser Furcht auf die drückende Hungerkur im Neste des Geizigen. — Wie sehr ward ich auch hier beschämt! Reinlichkeit und anständigen Ueberfluß fand ich in seinem Schlosse überall. Die Tafel war reichlich besetzt; die Weine gut und seltener Art; — ich kam aus meinem Erstaunen nimmer heraus. Und zu Allem die Herzlichkeit, das innige, theilnehmende Wesen des Wirthes! Ist es möglich, daß man den verdorbenen inneren Menschen ablegen, in einen ganz neuen und so liebenswürdigen

Charakter sich einbürgern kann! — Ach, wie unendlich glücklich war der heitere alte Mann, wie froh und selig Alles um ihn!

Ich konnte das Ende der Tafel kaum erwarten; und wie endlich die Zeugen entfernt sind, blick' ich ihm sehnsuchtsvoll in's Auge; mit gerötheter Wange und unsicherem Tone sprech' ich dann also: „Herr v. Guldenlieb, Sie haben sich so sehr verändert! Ihre Gesundheit, Ihr äußeres Wesen, Ihre Lebensansichten — ich kenne Sie nicht wieder!" Da fällt mir der lustige Alte um den Hals, er weint fast vor Freude, er drückt und küßt mich; „„ich weiß, was Sie sagen wollen,"" versetzt er endlich, „„ach, lieber Freund! ich war ein Thor ohne Gleichen; ich habe mich um die seligste Zeit meines Lebens betrogen; ich genieße die Glückseligkeit des Daseins erst jetzt, im Winter meiner Tage! Ich merke Ihr Erstaunen. Sehen Sie, lieber Sigismund, so ist das zugegangen!""

Ich rücke den Stuhl hart an jenen des lieben Greises und lausche nach seinen Worten, die er denn ungezwungen und heiter also von sich gibt:

„„Ich weiß es mir nun nicht zu erklären,"" fährt er fort, „„aber ich bin in der That ein thörichter Geizhals gewesen! Nicht nur Andern habe ich jede Freude des Lebens vergällt, sondern auch mich selbst zu dem unglückseligsten Manne gemacht. Und für wen habe ich kinderloser Narr gewuchert, gekargt und gespart? — Nun, Sie haben ja die Brigitte ge-

kannt, welche meine Wirthschaft besorgte, und ihren Sohn Lucas dazu! diese zwei Menschen also waren, nebst mir selbst, das Ziel meiner Sorgen. Ich fürchtete immer, recht lange zu leben, am Ende nicht genug zu haben und dann Hungers sterben zu müssen. — Doch vor zwei Jahren ward ich von einem Nervenfieber befallen, das sich mit einem fürchterlichen Starrkrampfe endigte. Ich wurde plötzlich steif, meine Augen brachen und der Körper ward kalt. — Man hält mich für todt. — Freund, welch' ein entsetzlicher Zustand! Ich lebte, ich hörte jedes Wort, das um mich her gesprochen ward, und doch konnte ich nicht durch den leisesten Laut, nicht durch die geringste Bewegung einer Muskel Kunde von meinem Leben gewähren! Meine Höllenangst ist indessen mit der schmerzlichen Erfahrung, die ich in meinem Scheintodte machte, in nichts zu vergleichen.""

„„Welch' harte Urtheile mußt' ich über mich hören!"" — „Das ist der erste Freudentag seit Jahren im Dorfe!" sprach der Chirurg, wie er mich für todt erklärte, „an dem der abscheuliche Geizhals verblichen. Nur Eine Stimme herrscht laut über ihn, und diese ist: tiefe Verachtung." — „„Und doch waren diese harten Worte noch minder schmerzlich gegen Brigitten's und ihres Sohnes Benehmen, die mir sonst immer kriechend geheuchelt und mich scheinbar gesegnet hatten."" — „Heraus mit Ihm aus dem Bett", schrie die Megäre, „werft

Ihn einstweilen auf die Erde hierher." — ""Da mein alter Diener dieses nicht thun wollte, ergriff sie mich selbst und Lucas leistete ihr Hilfe. Bald lag ich am Boden. Nun kümmerte sich Niemand um mich; wohl aber um das, was ich zurückgelassen. Da wurden Kisten und Kasten aufgerissen; das Geld ungezählt in Körbe geworfen; zusammengerafft, was zu raffen war. Dabei schalten sie über mich, und lachten des Thoren, der sich's so sauer werden lassen, seine versteckten Feinde glücklich zu machen.""

""Mein alter Jacob, der doch etwas Leid um seinen Herrn zeigte, wollte mir weiße Wäsche und meinen Sonntagsrock anziehen."" — „Für den Alten sind Lumpen gut!" — ""rief die verwünschte Brigitte"" — „und den goldenen Ring, den er am Finger trägt, kann ich ihm nimmermehr lassen," — ""kreischte der rothköpfige Lucas."" — „Nimm ihn," — ""ermunterte die Mutter. Da stürzt der Bengel über mich her, tritt auf meinem Leibe mit den Füßen herum, reißt meine Hand empor"" — „Verflucht! der Finger ist gekrümmt! ich kann den Ring nicht herunter bringen," — ""schilt er nach einigen vergeblichen Versuchen zur Mutter hin."" — „Nun, brich ihn nur ab, dann wird es schon gehen," — ""versetzt die Mutter ermunternd. — Dieser Lucas, für den ich Alles in der Welt gethan hätte, läßt sich's nicht zweimal sagen; er arbeitet aus Leibeskräften an meiner Hand herum, und krack! bricht der Knochen entzwei. Aber welch' ein

Schrecken, als ich — mich aus dem Leichentuche plötzlich erhebe; denn der süchterliche Schmerz beim Knochenbruche hatte mich aus der Erstarrung geweckt. Ein Schrei des Entsetzens ist Alles, was meine nichtswürdige Umgebung hervorbringt; Brigitte und Lucas sinken in die Knie, heulen und jammern — — aber ich wußte zu viel, um vor ihrer geheuchelten Reue mich noch täuschen zu lassen.«"

»»Kurz, ich wurde wieder gesund; doch am Körper nicht allein, auch an der Seele, die vielleicht noch kränker gewesen. Nie war mir die Nichtigkeit irdischer Güter so deutlich geworden, als in dem Augenblick der krampfhaften Erstarrung. Ich war, an der Gränze des Todes, vor meinem Grabe gestanden; da konnte ich wohl einsehen, daß das Leben kurz sei; daß jene die größten sterblichen Thoren sind, die erlaubte Freude mit niedriger Habgier oder scheuem Geize erdrücken. Und wer hätte das nicht in solchen Augenblicken erkannt, wo ein strenges Gericht über meinen thörichten Wandel mich aus der geistigen Befangenheit aufrüttelte! — Brigitten und ihr Söhnlein habe ich in eine Besserungsanstalt gesandt; der alte Diener ist nun mein Verwalter, und alle Unterthanen sind meine Kinder geworden, auf daß doch, wenn ich heute oder morgen für immer die Augen zudrücke, Jemand mich segne, ein theilnehmendes Aug' um mich weine!««

So sprach der Alte. Ich aber fiel ihm um den Hals, küßte ihn jauchzend vor Freude, wie ein Sohn seinen Vater, und rief in unnennbarer Wonne die Worte: „Gott erhalte Euch lange, Guldenlieb, und bessere durch weise Schickung die Gesinnungen Vieler, wie Er die Euren gebessert!“

Glück bessert schlechte Diener nicht.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß gewöhnliche, besonders leichtsinnige und nachlässige Menschen, durch gute Bezahlung nicht zur treuen und emsigen Pflichterfüllung gebracht werden können. Sie werden im Gegentheile desto nachlässiger und undankbarer, je gütiger und freigebiger man sich beweiset; ja, es scheint, als ob Entbehrungen und Mangel allein die Mittel wären, durch welche sie zu nützlicher und eifriger Thätigkeit gespornt zu werden vermöchten.

Ein Fürst, welcher Gründe haben durfte, mit mehren seiner Diener unzufrieden zu sein, ließ einst in guter Laune obige Bemerkung laut werden. Ob er es gleich gewohnt war, sonst die Höflinge überall seiner Meinung zu sehen, so traf er doch hier nicht nur in den Mienen, sondern auch in den Worten der ihn umgebenden Menge Widerspruch. Besonders eifrig griff Enrico, einer seiner nachlässigsten und bequemsten Diener, den aufgestellten Satz an, da er noch einen geringen Gehalt genoß, der bei etwas leichtsinnigem Haushalte nie recht hinreichen wollte, in der Hoffnung, den Fürsten bei guter Laune zur Erhöhung seiner Besoldung zu bewegen. „Eure Durch-

laucht!" sprach er listig bescheiden, „dürften in dieser Sache doch zu streng urtheilen! Ich glaube, daß Jeder aus Höchstihren Dienern desto eifrigere Dienste leisten würde, je freundlicher die Lebenslage wäre, in welche ihn Eurer Durchlaucht Großmuth versetzte. Ich wenigstens lasse mir gewiß jetzt keinen Vorwurf zu Schulden kommen, und, wenn es möglich wäre, daß mein Eifer und meine Wachsamkeit für Eurer Durchlaucht Winke noch größer werden könnte, so glaube ich, daß die Beseitigung einiger häuslichen Sorgen, in die mich meine Dürftigkeit versetzte, nur beitragen müßte, mein Dichten und Trachten allein auf meine Dienstpflicht zu ziehen."

Der Fürst, welcher Enricos Leichtfertigkeit kannte, lächelte über die Wendung, die der Schlaue dieser Sache zu geben suchte. Nach einigem Besinnen antwortete er: „Du scheinst von deiner Meinung überzeugt, Enrico? Es kommt auf eine Probe an. Das Amt, welches du bis jetzt verfahst, wurde von dir nicht immer zu meiner vollen Zufriedenheit verwaltet, da ich dich mancher Fahrlässigkeit zu zeihen habe. Weil du aber meinst, daß Geld deinen Diensteifer spornen werde, so will ich zwei deiner Meinung entsprechende Wege einschlagen — dir einen kleinen Dienst und eine große Besoldung verleihen. Du sollst, von heute an, zwei Tausend Thaler jährliche Rente erhalten, und deine Leistung nur darin bestehen, den in meinem Schlafgemach stehenden Becher mit Papierstreifen zu füllen, deren ich mich zum Anzünden meiner Pfeife bediene. Diese Streifen

kannst du zu beliebiger Zeit und in beliebiger Menge herbeischaffen; nur sehe zu, daß niemals weniger als zwölf sich im Becher befinden. Sollte ich diesen meinen Befehl einmal vernachlässigt finden, so verlierst du deinen Gehalt; ja, ich lasse dich als einen undankbaren Diener sogar in das Zuchthaus sperren."

Enrico machte große Augen, als er diesen Ausspruch vernahm. Seine Freude war ohne Gränzen; er stürzte zu den Füßen des großmüthigen Fürsten. „Diesen geringen Dienst, gnädigster Herr, mit welchem Eifer werde ich ihn erfüllen! Wär' ich nicht ein Ausbund von Undankbarkeit, wenn ich je Ihre Gnade vergäße!" so rief der von Allen beneidete, beglückte Enrico. Er stürzte nach Hause, nahm die theuerste und schönste Papiersorte, mit Goldstreifen geziert, schnitt sie in Fidibus und flog damit in des Fürsten Gemach, wo er den angewiesenen Becher damit bis zum Zerplatzen anstopfte.

Die folgenden Tage verließ er im sorglichen Eifer kaum das Gemach, sondern sah stets mit ängstlichen Blicken auf das gefüllte Gefäß, als fürchtete er, daß die zierlich geschnittenen Streifen durch die Luft fliegen oder von einem Zauberer geraubt werden könnten. Der Fürst, welcher Enricos ängstliche Aufmerksamkeit bemerkte, lächelte; war aber doch ein zu richtiger Menschenkenner, um an der Beständigkeit dieses Eifers nicht zu zweifeln.

Wirklich drang sich dem bequemen Diener schon nach einigen Tagen die Bemerkung auf, daß es überflüssig sei, seine Zeit mit der Bewachung des Be-

chers zu verlieren. „Der Fürst bedarf täglich höchstens drei Streifen und dafür ist reichlich gesorgt;“ dachte er. „Es ist genug, wenn ich einmal im Tage nachsehe und ersetze, was fehlen mag.“ — Nach einiger Zeit wollte es ihm auch bedünken, daß zu diesem Gebrauch das theure, mit Goldstreifen gezierte Papier wohl zu kostbar sein dürfte; er brachte daher bald eine wohlfeilere Gattung an dessen Stelle, die in der Qualität zusehends tiefer sank, so daß der Fürst endlich zu seinem heimlichen Ergetzen beschriebenes Conceptpapier unter den Streifen fand.

Enrico hingegen ließ sich seine verbesserte Lebenslage sehr wohl behagen. Er warf sich einer Menge von Zerstreuungen in die Arme, die ihm nun nicht mehr Zeit ließen, täglich nach dem Becher zu sehen. Es kam endlich so weit, daß er nur alle acht Tage seinen Besuch ablegte und neue Fidibus mitbrachte.

Indessen war der Frühling herbeigekommen; Enrico wollte die erwachende Natur mit ihren Reizen fern von der Residenz auf dem Lande genießen. „Den unbedeutenden kleinlichen Dienst,“ dachte er, „kann ein Stellvertreter so gut, wie ich selbst, versehen. Der gemeinste Mensch ist dessen fähig.“ Er gab daher Einem seiner Bedienten die Weisung, im fürstlichen Becher die fehlenden Streifen täglich zu ersetzen, und reisete leichtfertig und unbekümmert ab, lebte, uneingedenk seiner Pflicht, auf dem Lande und tödtete die Zeit auf mancherlei Art. Der Müßiggang hatte ihn nicht nur bequemer und fauler, sondern auch gefühlloser und verderbter gemacht: so

daß ihm des Fürsten Huld keineswegs ersprießliche Früchte getragen.

Der alte Diener, welchem Enrico sein Amt überlassen, starb unterdessen plötzlich am Schlagflusse. Niemand seiner Angehörigen dachte auf Enricos Verbindlichkeit, und die Höflinge, welche vielleicht daran dachten, stellten sich gerne gedächtnißschwach. So kam es, daß der fürstliche Becher täglich ärmer an Streifen und endlich ganz leer ward. Nun war der Zeitpunkt gekommen, welchen der Fürst vorausgesehen hatte. Eine empfindliche Ahndung hatte der nachlässige Diener verdient. Enrico, der weder des Fürsten, noch seines Amtes viel dachte, erschrak daher nicht wenig, als er folgendes Rescript seines fürstlichen Gebieters erhielt. „Enrico! Seit zwei Tagen ist der, deiner Obsorge zugewiesene Becher geleert. Richte nun selbst, ob meine Behauptung, daß Großmuth und Güte leichtfertige Diener nicht eifriger mache, die richtige sei. Du bist ein nachlässiger und undankbarer Mensch, welcher seinen Gehalt einem Würdigeren nicht länger entziehen soll. Obgleich dein Undank die angedrohte Strafe des Zuchthauses wohl verdient hätte, so sei sie doch in eine Verweisung aus meinem Gebiete gemildert. Wage es nie mehr, leichtsinniger und pflichtvergessener Mensch, dich vor mir blicken zu lassen!

Der Fürst.

Was nützte nun alle Reue, mit welcher der bestrafte Enrico gegen sich selbst wüthete. Er mußte

dennoch sich gestehen, daß ihn kein unverdientes Elend getroffen!

Ob sich diese Begebenheit wirklich ereignet hat? Ich glaube, daß es noch immer Menschen gibt, die, durch ihren Glücksstern oder fremde Großmuth in eine heitere Lebenslage versetzt, selbst auf die geringsten Verpflichtungen vergessen, und im Ueberflusse lässiger sind, als sie es in beschränkten Lagen gewesen sein würden. Ja, ich glaube sogar, daß bei dieser Papierstreifenprobe Dieser oder Jener des leichtfertigen Enricos Fall immer noch theilen könnte.

Inhalt.

Seite

Habgier betriegt sich selber nur 3
Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht 14
Wer selbst gelitten, hilft den Armen gern 23
Die Freunde auf der Probe 30
Mehr als Alles liebe hienieden
Mit dir selbst und Andern den Frieden 48
Die letzten Tage des Weltweisen Sokrates 52
Gold und Erdengut vergeht,
Tugend nur allein besteht 62
Des Vaters vorsorgende Liebe 66
Die einzig mögliche Cur 92
Glück bessert schlechte Diener nicht 102